



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

Sphären der Anerkennung

Wiener StraßenzeitungsverkäuferInnen im Dialog mit ihrer
sozialen Umwelt

Verfasserin

Katharina Staudinger, BA

angestrebter akademischer Grad

Magistra (Mag.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 057 390

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Individuelles Diplomstudium Internationale Entwicklung

Betreuerin:

Univ.- Prof. Dr. Petra Dannecker, M.A.

Ich möchte Danke sagen...

... Frau Dr. Dannecker für die konstruktive und verlässliche Betreuung meiner Arbeit.

... den KolporteurInnen und Kolporteurs, die mir ihr Vertrauen schenkten und aus ihrem Leben erzählten.

... meinen drei treuen Bibliotheks-Begleiterinnen Hannah, Eva und Kathrin für die vielen gemeinsamen Stunden, die guten Gespräche und die lustigen Pausen.

... meinen WG-Mädls Stefanie, Eva und Clelia, denen ich es zu verdanken habe, dass ich mich nach einem langen Tag auf der Bibliothek immer auf ein entspanntes und vertrautes Zuhause freuen konnte.

... meiner Seelenverwandten Marlene, die immer ein offenes Ohr für mich hat und mir seit vielen Jahren eine loyale und verständnisvolle Freundin ist.

... meiner guten Freundin Resa, die mich bei den ersten Schritten der Diplomarbeit begleitete und es sich nicht nehmen ließ, von Barcelona aus meine Arbeit zu korrigieren.

... Stephanie für die gewissenhafte und verlässliche Korrektur der Arbeit.

... Bernhard, der mich immer aufs Neue in dem bestärkt, was ich mir vornehme, meine Launen erträgt und immer für mich da ist.

Nicht zuletzt möchte ich meiner Familie danken:

Meinem Papa für all das, was er bisher für mich getan hat, für seine bedingungslose Unterstützung und sein Verständnis und dafür, dass er immer an mich glaubt.

Meiner Mama danke ich, dass sie mich immer gefördert hat und ich durch ihre humorvolle, authentische und herzliche Art erfahren durfte, worauf es im Leben ankommt.

Oma und Opa möchte ich danken, weil sie immer hinter mir stehen und durch ihre Gutmütigkeit, ihre Verlässlichkeit und das gute Essen dafür sorgen, dass ich immer wieder gerne nach Hause komme.

Und meinem Bruder Lukas danke ich für seine lustige, selbstlose und unkomplizierte Art und die Fähigkeit, mich immer wieder aufzuheitern.

Inhaltsverzeichnis

1. EINLEITUNG	5
1.1. FORSCHUNGSFRAGE	7
1.2. AUFBAU	7
2. METHODIK	9
2.1. DIE TEILNEHMENDE BEOBACHTUNG	9
2.2. DAS OFFENE LEITFADENINTERVIEW	10
2.3. DAS EXPERT_INNENINTERVIEW	12
2.4. METHODENREFLEXION	13
3. SELBST- UND FREMDWAHRNEHMUNG	15
3.1. KLASSIFIKATIONEN	15
3.2. (UN-)GLEICHHEIT BZW. (UN-)GLEICHWERTIGKEIT	18
3.3. IN- UND AUSLÄNDER_INNEN	19
4. ANERKENNUNG	22
4.1. IDENTITÄT UND ANERKENNUNG	22
4.2. MENSCHENWÜRDE VS. INDIVIDUELLE IDENTITÄT	23
4.3. SOZIALE INTERAKTION ALS ANERKENNUNGSARENA	24
4.4. ANERKENNUNG BEI HONNETH	25
4.4.1. Der Kampf um Anerkennung	26
4.4.2. Die drei Anerkennungsformen Liebe, Recht und Solidarität	28
4.4.3. Verdinglichung	35

4.5. ANERKENNUNG ALS IDEOLOGIE DER GESELLSCHAFTLICHEN HERRSCHAFT	39
4.6. ANERKENNUNG UND ARBEIT	42
4.6.1. Arbeit zwischen Bewunderung und Würdigung	43
4.6.2. Armut und Anerkennung	44
5. DER VERKAUF VON STRASSENZEITUNGEN	47
5.1. GESETZLICHE RAHMENBEDINGUNGEN	48
5.1.1. Zugang zum Arbeitsmarkt	48
5.1.2. Verbot für gewerbsmäßiges Betteln.....	49
5. 2. DER VERKAUF VON STRASSENZEITUNGEN IN WIEN	51
6. WIENER STRASSENZEITUNGSVERKÄUFER_INNEN IM DIALOG MIT IHRER SOZIALEN UMWELT	53
6.1. DIE SOZIALE UMWELT	54
6.1.1. Primäre Bezugspersonen.....	54
6.1.2. KollegInnen – zwischen Konkurrenz und Miteinander	67
6.1.3. PassantInnen und KundInnen – Begegnung auf der Straße.....	70
6.2. KOLPORTEUR_INNEN UND IHR VERHÄLTNIS ZUM JOB.....	74
6.2.1. Der Job als vorübergehende Notlösung	75
6.2.2. Der Job als normale Erwerbstätigkeit	78
6.2.3. Der Job als sinnvolle Beschäftigung und Teilhabe	80
6.2.4. Job-Wünsche.....	81
6.3. KOLPORTEUR_INNEN ALS LEISTUNGSTRÄGER_INNEN.....	83
6.4. OHNE SPRACHE KEIN DIALOG	85

6.5. KONTAKTAUFNAHME UND VERKAUFSSTRATEGIEN	91
6.6. WAHRNEHMUNG UND KLASSIFIKATIONEN VON KOLPORTEUR_INNEN	99
6.6.1. Ethnizität und „Spezialfall Roma“	100
6.6.2. In- und AusländerInnen.....	101
6.6.3. Rassismus.....	104
6.6.4. BettlerInnen.....	106
6.6.5. Sichtbare Armut und ihre „kritische Menge“	108
6.6.6. Solidarität	111
7. INSTITUTIONEN UND „WORK OF CLASSIFYING“	114
8. RESÜMEE	117
LITERATURVERZEICHNIS.....	121
ANHANG	
(A) Empirie-Übersicht	
(B) Abstract	
(C) Lebenslauf	

„Anerkennung ist nicht bloß ein Ausdruck von Höflichkeit, den wir den Menschen schuldig sind. Das Verlangen nach Anerkennung ist vielmehr ein menschliches Grundbedürfnis.“ (Taylor 1993: 15)

1. EINLEITUNG

Gesellschaftliche Strukturen sind immer geprägt von gegenseitigen Bewertungen zwischen Personen und Personengruppen. In alltäglichen sozialen Begegnungen bewertet man einander, signalisiert Anerkennung, Sympathie, Distanz, Abneigung etc. Diese gegenseitigen Bewertungen spiegeln die soziale Stellung der jeweiligen Personen wider. Somit sind soziale Situationen stark geprägt von der Sozialstruktur bzw. der „symbolischen Ordnung“ einer Gesellschaft. Normative Bewertungen und Klassifikationen können sich dabei auf unterschiedliche Faktoren beziehen, sei es das Geschlecht, das Einkommen, die Ethnie oder die Generation.

Als Indikatoren für die Zugehörigkeit zu starken oder schwachen Gruppen dienen vor allem äußerlich gut erkennbare Merkmale wie Hautfarbe, Alter, Körperschema, Habitus und Geschlecht, denen unterschiedliche Werte zuerkannt werden. Das Individuum wird dann solchen allgemeinen Kategorien subsumiert und in der Skala der sozialen Rangordnung auf die entsprechende Stelle gesetzt. (Neckel, Sutterlüty 2008:18 f.)

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit dem Phänomen der Anerkennung. Vorwiegend findet dabei der Anerkennungsbegriff von Axel Honneth, welcher das Phänomen aus einer sozialphilosophischen Perspektive betrachtet, Verwendung.

Anerkennung im alltäglichen Sinn bedeutet die Möglichkeit, als Person, so wie man ist, mit all seinen Eigenschaften innerhalb einer Gruppe mitreden zu dürfen, sich einbringen zu können, als gleichwertig wahrgenommen und angenommen zu werden. Die soziale Interaktion zeigt an, ob bzw. wie viel Anerkennung eine Person oder eine soziale Gruppe innerhalb der Gesellschaftsstruktur innehat und reproduziert diese. Innerhalb eines sozialen Gefüges werden also aufgrund von Zuschreibungen Anerkennung bzw. Nicht-

Anerkennung, also Missachtung, verteilt. In der sozialen Interaktion entscheidet sich, welche Klassifikationen zum Tragen kommen und welche realen Konsequenzen dies hat.

Dabei haben vor allem abwertende Kategorisierungen große Auswirkungen auf die Lebenswelt der betroffenen sozialen Gruppe:

„Negative Klassifikationen“ [...] sind als die stigmatisierenden Elemente der symbolischen Ordnung sozialer Ungleichheit in einer Gesellschaft zu verstehen. Mit der Erforschung ihrer alltäglichen Erzeugung im wechselseitigen Bezug sozialer Gruppen erschließen wir uns die diskriminierenden Aspekte der symbolischen Ungleichheitsordnung – jene Bewertungsmuster also, die einen restriktiven Einfluss auf die Handlungschancen und die Bedürfnisverwirklichung von Sozialgruppen haben. So macht es etwa einen bedeutenden Unterschied, ob materielle Armut mit Bewertungen verbunden ist, die Solidarität einfordern, oder mit solchen, die Armut zum Anlass von Diffamierungen werden lassen. Dieselbe Soziallage hat dann möglicherweise ganz unterschiedliche soziale Konsequenzen. (Neckel, Sutterlüty 2008: 15 f.)

Eine soziale Gruppe, welche sich in Wien arbeitsbedingt tagtäglich und in hohem Maße mit sozialen Interaktionen und Klassifikationen konfrontiert sieht, ist jene der StraßenzeitungsverkäuferInnen, also Einzelpersonen, welche in erster Linie *Augustin*, *Global Player* oder *MO* verkaufen. Wie selbstverständlich prägen zahlreiche KolporteurInnen¹ das Stadtbild von Wien mit. Sie sind allgegenwärtig und leben dennoch unter prekären (Arbeits-)Verhältnissen.

Der Forderung nach Anerkennung liegt ein gewisser normativer Gerechtigkeitsanspruch zugrunde. Sedmak, Stabentheiner und Untner (2006: 7) sind der Meinung,

dass sich das wahre Gesicht einer Gemeinschaft bei jenen Mitgliedern zeigt, die in Not sind. Wenn wir wissen wollen, wie es wirklich um Solidarität und Gerechtigkeit bestellt ist, müssen wir schauen, wie diese Gesellschaft mit ihren schwächsten Mitgliedern umgeht.

Die vorliegende Arbeit versucht, diesem Anspruch Rechnung zu tragen, indem sie abseits der „Standardsicht“, welche laut den AutorInnen „in der Regel weiß, männlich, urban, gebildet und finanziell abgesichert ist“, Menschen vom „Rand der Gesellschaft“ zur

¹ Im Folgenden werden die Begriffe StraßenzeitungsverkäuferIn und KolporteurIn synonym verwendet, da man im Österreichischen unter einem/einer KolporteurIn eine Person versteht, die auf der Straße Zeitungen verkauft. In der Arbeit werden darunter ausschließlich VerkäuferInnen von Straßenzeitungen verstanden und nicht jene VerkäuferInnen, die an Straßenständen kommerzielle Zeitungen vertreiben. Der Begriff wird auch von den Straßenzeitungsprojekten selber verwendet.

Sprache kommen lässt. Denn gerade dieser „Blick von unten“ ist es, der etwas Neues, Verborgenes zum Vorschein bringen kann:

Die Stimme der Fabrikarbeiterin drückt Wahrheiten aus, die die Sozialpolitik brauchen kann. Die Stimme des Kleinbauern artikuliert Erfahrungen, die am Schreibtisch nicht gemacht werden können. Daher ist diese Sicht außerhalb des ‚main stream‘, außerhalb des ‚establishment‘ von großer Bedeutung, um nicht in einer Einheitsperspektive stecken zu bleiben. (Ebd.: 6)

1.1. FORSCHUNGSFRAGE

Aus den obigen Gedanken ergibt sich folgende Forschungsfrage:

Inwiefern kommen in der Interaktion zwischen StraßenzeitungsverkäuferInnen und ihrer sozialen Umwelt verschiedene Formen von Anerkennung und Missachtung zum Tragen?

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es also, durch den „Blick von unten“ Erkenntnisse über die Anerkennungsverhältnisse zwischen KolporteurInnen in Wien und ihrer sozialen Umwelt zu gewinnen. Dabei sollen „Wahrheiten“ aufgezeigt werden, die unabhängig von der Standardsicht einen Blick auf Gerechtigkeit und Solidarität in Wien werfen, da sie sich mit den unterschiedlichen Formen von Anerkennung und Missachtung auseinandersetzen, die im Dialog und in der sozialen Interaktion stattfinden.

1.2. AUFBAU

In Kapitel 2 wird das Forschungsdesign, welches der Arbeit zugrunde liegt, vorgestellt. Es handelt sich dabei um eine Kombination folgender Methoden: Offenes Leitfadeninterview, ExpertInneninterview und teilnehmende Beobachtung.

Kapitel 3 führt in die grundlegenden Überlegungen der Arbeit ein, nämlich die Art und Weise, *wie* und *als was* man andere und sich selbst wahrnimmt. Bei der gegenseitigen Wahrnehmung kommen immer Klassifikationen zum Tragen, die einer gedanklichen Ordnung von Gleichheit und Ungleichheit bzw. Gleichwertigkeit bzw. Ungleichwertigkeit entspringen. Das Denken in Nationalstaaten, ein sogenannter *methodological nationalism* prägt die Wahrnehmung und Einteilung in In- und AusländerInnen dabei maßgeblich.

Die Kapitel 4.1. bis 4.3. führt in den Begriff der Anerkennung generell ein, wobei auch sein Verhältnis zum Identitäts-Begriff kurz beleuchtet wird.

Ab Kapitel 4.4. wird speziell die Anerkennungstheorie von Axel Honneth vorgestellt, seine Theorie von einem Kampf um Anerkennung, seine drei Anerkennungsformen Liebe, Recht und Solidarität und abschließend das Phänomen der Verdinglichung.

Kapitel 4.5. betrachtet den Anerkennungsbegriff in einem kritischen Licht und setzt sich mit seiner Widersprüchlichkeit auseinander.

Kapitel 4.6. erklärt das Verhältnis zwischen Arbeit und Anerkennung, wobei auch auf den Begriff der Armut eingegangen wird und in welchem Verhältnis er zur Anerkennung steht.

Kapitel 5 stellt die Überleitung vom theoretischen zum empirischen Teil der Arbeit dar. Es schildert die Situation und die gesetzlichen Rahmenbedingungen, unter denen der Straßenzeitungsverkauf in Wien stattfindet.

Ab Kapitel 6 werden die Ergebnisse der empirischen Untersuchung dargestellt. In Kapitel 6.1. werden die soziale Umwelt und ihre Interaktionen mit den KolporteurInnen analysiert. Kapitel 6.2. setzt sich mit den Gründen auseinander, warum KolporteurInnen dem Job nachgehen und in welchem Verhältnis sie zu ihm stehen. In Kapitel 6.3. wird erläutert, wie ambivalent sich Leistung und Anerkennung im Kontext des Straßenzeitungsverkaufes zueinander verhalten. Kapitel 6.4. befasst sich mit der Rolle der Sprache im Dialog zwischen VerkäuferInnen und sozialer Umwelt. Kapitel 6.5. stellt die unterschiedlichen Verkaufsstrategien der VerkäuferInnen dar. Kapitel 6.6. stellt jene relevanten Kategorien dar, welche in der Wahrnehmung von StraßenzeitungsverkäuferInnen in Form negativer Klassifikationen zum Tragen kommen.

Kapitel 7 beschäftigt sich mit der Rolle, welche Institutionen aus Politik und Medien bei der Klassifizierung von KolporteurInnen und BettlerInnen einnehmen. Darüber hinaus werden unterschiedliche Formen der institutionellen Demütigung dargestellt.

Im Resümee werden die zentralen Erkenntnisse der empirischen Untersuchung noch einmal zusammengefasst und ein Ausblick auf den Forschungsgegenstand gegeben.

2. METHODIK

Zur Beantwortung der Forschungsfrage wurde eine Triangulation qualitativer Methoden eingesetzt. Neben dem offenen Leitfadeninterview kamen das ExpertInneninterview und die teilnehmende Beobachtung zum Einsatz.

Die Arbeit orientiert sich durchwegs am Prinzip der Offenheit: Dieses besagt u.a., dass der Forschungsprozess nicht mit einer Reihe von Hypothesen begonnen wird, die anhand der empirischen Erhebung auf ihre Gültigkeit geprüft werden. Die Generierung und Modifikation von Hypothesen soll nämlich anhand des empirischen Materials erfolgen. Es ist jedoch unrealistisch davon auszugehen, dass es möglich ist, ganz ohne Vorannahmen an das Feld heranzutreten, da dieses sonst nicht interpretiert werden könnte. Wichtig ist daher, im Sinne der Offenheit dieses teils implizite alltagsweltliche, vorwissenschaftliche Wissen bewusst zu reflektieren und einzuklammern, um die Entdeckung von Neuem zu ermöglichen (Rosenthal 2005: 48 ff.). Das Prinzip der Offenheit verlangt neben der Offenheit der Forschungsfrage auch: eine Aufhebung der Phasentrennung von Datenerhebung- und Auswertung, die Möglichkeit, dass Hypothesen im gesamten Forschungsprozess generiert werden und dass sich die Stichprobe schrittweise im Verlauf der Forschung entwickelt (ebd.: 85).

2.1. DIE TEILNEHMENDE BEOBACHTUNG

Während wir uns in Interviews über die Handlungen in der Alltagswelt erzählen lassen, können wir bei einer teilnehmenden Beobachtung diese unmittelbar miterleben und daran teilhaben. Dies ist vor allem im Hinblick auf das Erlernen des bei den erforschten Menschen vorhandenen impliziten Wissens über ihr Alltagsleben und ihre sozialen Strukturen bedeutsam, das nur schwer in verbaler Form vermittelt werden kann. (Rosenthal 2005: 102)

Diese „schweigende Dimension des Sozialen“ (Hirschauer 2002: 40) wird durch Protokolle oder „dichte Beschreibungen“ (ebd.) zu Papier gebracht und weiterverarbeitet. Die teilnehmende Beobachtung ermöglicht es außerdem die Machtstrukturen eines Feldes zu umgehen, indem es dem „Stimmlosen und Unhörbaren“ eine Stimme gibt. Im Kontext der Arbeit besteht diese „Schweigsamkeit“ auch aufgrund sprachlicher Barrieren seitens

mancher KolporteurInnen. Darüber hinaus kann die teilnehmende Beobachtung das Selbstverständliche, das Offensichtliche, was in einem Interview vielleicht „nicht der Rede wert“ wäre, zu Tage fördern (ebd.: 42 f.).

In diesem Sinne wurden vorausgehend und teilweise parallel zu den Interviews fünf Beobachtungsprotokolle angefertigt mit dem Ziel, für das Feld zu sensibilisieren und möglicherweise in den Interviews auf das Beobachtete Bezug zu nehmen. Die teilnehmenden Beobachtungen fanden an öffentlichen Plätzen statt, dementsprechend gab ich mich nicht als Forscherin zu erkennen, sondern agierte als eine von vielen TeilnehmerInnen am öffentlichen Raum.

2.2. DAS OFFENE LEITFADENINTERVIEW

Um dem Prinzip der Offenheit gerecht zu werden, findet für die vorliegende Arbeit das narrative Interview Verwendung. Dieses orientiert sich im Vergleich zum Leitfadenterview oder standardisierten Interview an den Gesprächsgewohnheiten und Relevanzen der InterviewpartnerInnen. Es gibt keine im Vorhinein festgelegten Fragen, die der Reihe nach durchgegangen werden, sondern es geht um „einen an den Äußerungen des Interviewten orientierten Gesprächsverlauf“ (Rosenthal 2005: 126). Das heißt, der/die InterviewerIn muss sich auch auf thematische und zeitliche Sprünge in den Erzählungen der/des Interviewten einlassen (ebd.: 129). In der interpretativen Sozialforschung „wird das Interview nicht als eine Form verstanden, in der einfach Informationen abgeholt werden, sondern als eine Form der gemeinsamen sozialen Produktion sozialer Wirklichkeit durch Interviewer und Befragten“ (ebd.: 126 f.). Die Beziehung zwischen InterviewerIn und InterviewpartnerIn stellt also einen Bestandteil des Forschungsprozesses dar. Je offener sich dieser gestaltet, umso leichter ist es, „die interaktiven Prozesse der Herstellung von Bedeutung und Wissen aufzuzeigen“.

Die durch das narrative Interview animierten *Erzählungen* eignen sich laut Rosenthal besonders gut, um Handlungen und Erfahrungen zu analysieren. Soll eine Forschung sich nicht nur mit den Ansichten und Meinungen der/des Interviewten beschäftigen, „dann empfiehlt es sich, *Erinnerungsprozesse* und deren sprachliche Übersetzung in *Erzählungen* hervorzurufen“ (ebd.: 141, Herv. im Original). Denn „die in Erzählungen von

eigenerlebten Situationen eingebetteten Kognitionen und Gefühle sind denen in den damaligen Situationen näher als die vom vergangenen Handlungskontext abgehobenen Argumente im Hier und Jetzt der Gesprächssituation“ (ebd.: 141).

Die jeweiligen Interview-Situationen und nicht zuletzt auch die teilweise auftretenden Sprachbarrieren erforderten es, den InterviewpartnerInnen eine Orientierung anzubieten, und zwar in Form von Fragen bzw. Erzählaufforderungen, die sich auf einzelne Themenbereiche bezogen. Diese Fragen waren allerdings offen und erzählgenerierend formuliert. Auch die Reihenfolge und thematische Schwerpunktsetzung, also die Strukturierung des Gesprächsverlaufs, orientierten sich also an den InterviewpartnerInnen. Um einen Themenkatalog erstellen zu können mussten vorher schon bestimmte Annahmen vorliegen, welche Themen relevant sein könnten. (Ebd.: 127 f.) Diese Annahmen entstanden einerseits durch ein Praktikum und Gespräche mit AkteurInnen im Feld und andererseits durch die Auseinandersetzung mit der Theorie der Anerkennung.

An dieser Stelle seien ein paar Beispiele für Fragen bzw. Erzählaufforderungen angeführt:

Wie sind Sie zum Zeitungsverkauf in Wien gekommen? / Woran denken Sie zuerst, wenn Sie an Ihren Job denken? / Welche Erfahrungen haben Sie mit „den ÖsterreicherInnen“ bzw. „den WienerInnen“ gemacht? / Welchen Beruf würden Sie am liebsten ausüben? / Was gefällt Ihnen am besten/am wenigsten an Ihrem Job? Etc.

Die flexible Gestaltung der Interviews ermöglichte es, je nach Gesprächsverlauf auch weitere Themenbereiche aufzugreifen und zu vertiefen, die von den Befragten eingebracht wurden.

Was die Auswahl der InterviewpartnerInnen betrifft, so erfolgte diese durch zufällige Begegnungen mit VerkäuferInnen im Alltag. Die Kontaktaufnahme erfolgte immer direkt auf der Straße, also am Arbeitsplatz der VerkäuferInnen. Anhand eines kurzen, alltäglichen Gesprächs wurde herausgefunden, ob man über eine gemeinsame sprachliche Basis verfügt, die für ein Interview ausreicht. War dies der Fall, so wurde kurz und einfach dargestellt, was das Anliegen der Forschung ist, nämlich über die Situation von Wiener StraßenzeitungsverkäuferInnen zu schreiben. Teilweise erklärten sich die KolporteurInnen gleich zum Interview bereit, in manchen Fällen wurde ein Termin außerhalb der Arbeitszeit vereinbart. In beiden Fällen wurden den Befragten als Aufwandsentschädigung

je nach Wunsch etwas zu Trinken und/oder zu Essen im jeweiligen Gast- oder Kaffeehaus, in dem das Interview stattfand, bezahlt. Teilweise wurden auch Exemplare der jeweiligen Zeitung gekauft. Manche Befragten gingen auf das Angebot, zur Wahrung der Anonymität einen falschen Namen anzugeben, ein, andere nicht.

Dass die Interviews hauptsächlich mit AfrikanerInnen durchgeführt wurden, ist dem Umstand geschuldet, dass in diesen Fällen Englisch-Kenntnisse vorlagen, während der Großteil der VerkäuferInnen aus den osteuropäischen Ländern weder Deutsch noch Englisch spricht.

Um die Authentizität der Aussagen zu bewahren, wurden die aus den Interviews stammenden Zitate unverändert im Original angeführt.

2.3. DAS EXPERT_INNENINTERVIEW

Das ExpertInneninterview als Form des Leitfadeninterviews weist einen höheren Grad an Strukturiertheit auf als das offene Leitfadeninterview und verläuft somit auch gesteuerter, wenngleich in der vorliegenden Arbeit mithilfe von erzählgenerierenden Fragen auch hier das Prinzip der Offenheit gewahrt wurde. Ein theoriegenerierendes Vorgehen sollte zur „Analyse von expliziten und impliziten Wissensbeständen und Deutungsmustern“ (Rosenthal 2005: 134), „welche die Experten in ihrer Tätigkeit entwickeln und die konstitutiv sind für das Funktionieren von sozialen Systemen“, dienen (Bogner, Menz 2002: 38 zit. nach Rosenthal 2005: 134). Wenngleich sehr unterschiedliche Vorstellungen darüber vorliegen, wer als ExpertIn zu gelten hat, wird in dieser Arbeit darunter eine Person verstanden, die über einen privilegierten Zugang zu im Feld relevanten Informationen oder Entscheidungsprozessen verfügt. Generell ist beim Gebrauch des Wortes „ExpertIn“ Vorsicht geboten, da in der vorliegenden Arbeit die eigentlichen „ExpertInnen“ ohnehin jene sind, die am besten Bescheid wissen über ihr Leben und ihren Job, nämlich die VerkäuferInnen selbst.

Die Wahl fiel auf Sebastian Seidl von der Organisation *SOS Mitmensch*, da er das Kolportageprojekt der Zeitschrift *MO* koordiniert und somit sowohl mit den KolporteurInnen als auch mit der restlichen Gesellschaft in Kontakt steht. Dies ermöglicht

ihm als Person, Einsichten auf beiden Seiten zu erlangen, da er sowohl Anlaufstelle für die KolporteurInnen ist, welchen er die Zeitungen aushändigt, als auch für Beschwerden, Anregungen und Fragen bezüglich des Kolportageprojekts seitens der Gesellschaft.

Sowohl bei den Interviews als auch bei den Beobachtungsprotokollen erfolgte ganz im Sinne der Grounded Theory keine strikte Trennung der Datenerhebung und Datenauswertung. Begleitet von einem Forschungstagebuch und Memos wurden anhand des Materials Kategorien gebildet, aus denen sich nach und nach eine gegenstandsbezogene Theorie herauskristallisierte (Alheit 1999: 14-17).

2.4. METHODENREFLEXION

Ein Großteil der in Wien arbeitenden StraßenzeitungsverkäuferInnen kommt aus dem Ausland, wobei der Großteil davon zurzeit aus Afrika oder Osteuropa stammt. Der Großteil der aus Afrika Stammenden kommt wiederum aus Nigeria. Darüber hinaus ist eine deutliche Überzahl an männlichen Verkäufern zu beobachten. Diese Umstände stellen sicherlich auch einen Grund dar, warum sich unter den Befragten zwei Männer und eine Frau aus Nigeria, ein Mann aus Ghana, ein Mann aus Bukarest und ein Mann aus Niederösterreich finden.

Bei wenigen Interviews war es nur bedingt möglich, ein offenes Erzählen zu bewirken. Dies lag daran, dass die Befragten nicht sicher waren, was genau das Ziel des Interviews sein sollte und vermutlich – trotz Erklärungen meinerseits – keine konkrete Vorstellung davon hatten, wie ein Interview für eine Diplomarbeit auszusehen habe. Je mehr diese Interviews den Charakter einer unverbindlichen Plauderei annahmen und je mehr auch ich persönliche Details preisgab, desto sicherer und offener wurden auch die Befragten. Der Versuch, Vertrauen herzustellen, war nicht immer einfach, wenn auch alle Personen, die um ein Interview gebeten wurden, sich sofort dazu bereitklärten.

In ihrer Arbeit über Bettlerinnen in Wien schreibt Thuswald (2008: 62) folgendes:

Forschung in so genannten Randbereichen der Gesellschaft sind [...] eine heikle Angelegenheit [...]. Entsprechend groß ist gewöhnlich das Misstrauen. Für die Betroffenen [sic!] ist es oft nicht ratsam, offen über alle Lebensbereiche zu sprechen. Misstrauen ist für Menschen in dieser Situation eine Überlebensstrategie.

Dieses Misstrauen zeigte sich auch bei manchen VerkäuferInnen, besonders was das Diktiergerät betraf. Die Befragten konnten schließlich nicht ausschließen, dass ihre Interviews nicht von mir für journalistische Zwecke verwendet und verbreitet werden würden. Das teilweise Misstrauen zeigte sich z.B. anhand der Aussage eines Verkäufers, dass er keine Probleme haben wolle, schließlich „mache er ja auch keine Probleme“. Darüber hinaus wollte er vorher ungefähr wissen, welche Fragen ihn erwarteten. Um diesem Problem etwas vorzubeugen, bot ich auch meine private Telefonnummer für eventuelle Fragen oder Anliegen an. Des Weiteren wurde versucht, den Interviews durch ihre offene und unverbindliche Form einen etwaigen Verhör-Charakter zu nehmen.

“Today, I’m tired now because I have no sold anything. I think I have to go.” (Johnson)

Bei manchen Befragten – wie etwa bei Johnson – zeigte sich auch deutlich ein Zeitdruck bzw. ein Druck, Zeitungen verkaufen zu müssen. So etwa bat mich ein Verkäufer, später wiederzukommen, weil er jetzt Zeitungen verkaufen müsse, um sich etwas zu Essen kaufen zu können. Eine Verkäuferin erklärte mir im Vorhinein, dass ich ihr als Gegenleistung für das Gespräch eine Zeitung abkaufen müsse.

Abschließend ist festzuhalten, dass in der Gesprächssituation auch jene sozialen Klassifikationen (siehe Kap. 3.1.) zum Tragen kamen, in denen die VerkäuferInnen nicht nur Befragte, sondern VertreterInnen einer marginalisierten Randgruppe mit prekärer Einkommenssituation, und ich nicht nur Interviewerin, sondern auch privilegierte, mitteleuropäische Studentin und potenzielle Kundin bin. Somit wurde ich teilweise als „Helferin“ und Anlaufstelle wahrgenommen und z.B. gebeten, bei der Suche nach Arbeit, einer Wohnung oder einer Ehefrau behilflich zu sein.

3. SELBST- UND FREMDWAHRNEHMUNG

Nimmt man etwas wahr, so nimmt man es immer *als etwas* wahr. Somit kommt der wahrnehmenden Person immer eine interpretative Rolle zu. Aber auch bei der Selbstwahrnehmung nimmt man sich selbst *als etwas* wahr. Ob man sich oder seinem Gegenüber Anerkennung zollen kann, ist also maßgeblich davon abhängig, *wie* bzw. *als was* man sich oder das Gegenüber wahrnimmt.

3.1. KLASSIFIKATIONEN

Klassifikationen dienen der Orientierung und der Selbstpositionierung innerhalb einer Gesellschaft. Sie „strukturieren also die soziale Umwelt und sind damit eine unabdingbare Voraussetzung für die Handlungsfähigkeit von Personen und Gruppen“ (Sutterlüty, Neckel 2006: 799). Negative Klassifikationen transportieren dabei eine Weltsicht, in der durch eine bestimmte Semantik gewisse soziale Gruppen degradiert werden (Neckel, Sutterlüty 2008: 18).

In einer Studie fanden Sutterlüty und Neckel (2006: 805) heraus, dass negative Klassifikationen sich hauptsächlich auf den Faktor der Ethnizität beziehen. Ethnizität wirkt dabei wie ein „Filter für andere Klassifizierungen“, wie andere Merkmale bewertet werden hängt also davon ab, ob man z.B. „österreichisch“ oder „nicht-österreichisch“ ist. Innerhalb der ethnischen Klassifizierung würden laut Sutterlüty und Neckel die anderen Merkmale aber eine große Rolle spielen. So werden bestimmte Unterscheidungsmerkmale erst dann als negativ wahrgenommen, wenn der/die MerkmalsträgerIn MigrantIn ist. (In ihrem Fall äußerte sich dies z.B. anhand der Abwertung gegenüber türkischen Aufsteigern).

Hinter der Klassifikation aufgrund der Ethnizität steht die Vorstellung der Blutsverwandtschaft, also der Trennung zwischen „Verwandten“ (Mitglieder der eigenen ethnischen Gruppe) und „Nicht-Verwandten“ (Angehörige anderer ethnischer Gruppen). Diese Einteilung liegt der Annahme zugrunde, materielle, aber auch sozio-kulturelle Güter müssten innerhalb der „Verwandtschaft“ bleiben, könnten also nicht neutral und unabhängig von der Ethnie aufgeteilt werden (ebd.: 809).

Symbolische Exklusion bedeutet nicht gleich soziale Exklusion. Während Klassifikationen auf der Ebene von Definitionen und Symbolen passieren, findet soziale Exklusion durch reale Handlungen und Konsequenzen statt (ebd.: 810).

Negative Klassifikationen haben die direktesten exkludierenden Auswirkungen im Bereich der „life-world“, also der Lebenswelt der Betroffenen, weil es im Vergleich zum ökonomischen (Offenheit der Märkte) und zum politischen Bereich (demokratische Werte) kein institutionalisiertes System gibt, welches Exklusion in diesem Bereich limitiert. Alltägliche interethnische Begegnungen sind informell und unterliegen im Vergleich keinen objektiven normativen Regeln, können also auch nicht sanktioniert werden (ebd.: 812).

If, for example, one person perceives another as ‚unclean‘, he creates obstacles to social contact that are difficult to overcome and whose effects run unchecked in the sphere of daily life. It is only in private life that negative classifications are directly expressed in separation and exclusion. (Ebd.)

Dass es bei der Bewertung und Anerkennung von MigrantInnen durchaus auf den Bereich bzw. die Situation ankommt, in der diese stattfinden (sollen), zeigt folgendes Zitat:

Autochthonous individuals know all too well that it is illegitimate and mostly inopportune to prevent migrants and their descendants from exercising political rights and from participating in economic wealth. But this awareness does not necessarily lead to an acceptance of migrants and their lifestyles in the private sphere. (Ebd.)

Dieses Phänomen wird in Kap. 4.4.2. anhand der drei Anerkennungsstufen von Honneth noch genauer veranschaulicht.

Eine Sonderrolle nimmt die institutionelle Klassifizierung ein, da sie oft wenig sichtbar oder unbewusst stattfindet. Laut Sutterlüty und Neckel betreiben Institutionen „work of classifying“ (ebd.: 801), z.B. im Bereich der Arbeit und Arbeitslosigkeit. Hier werden Klassifikationen nicht re-interpretiert, sondern „become part of struggles over social recognition“ (ebd.). So wird z.B. unterschieden zwischen „behindert“ und „nicht-behindert“, „bedürftig“ und „nicht-bedürftig“, „ausländisch und „nicht-ausländisch“ etc. und somit maßgeblich die soziale Ordnung einer Gesellschaft geprägt. Diese Klassifikationen spielen eine große Rolle bei lebensweltlichen Veränderungen sozialer Gruppen (ebd.).

Eine wesentliche Rolle in der (Re-)Produktion von negativen Klassifizierungen nehmen sowohl die Medien als auch die Politik ein: „The ‚power of classification‘ also manifests itself in media constructs of reality and in political interpretations, producing symbols of public recognition or stigmatization.“ (Ebd.)

Soziale Gruppen werden so als homogen und z.B. als Opfer oder Kriminelle präsentiert. Nicht ohne Grund hält sich in Österreich die Annahme einer sogenannten „Bettelmafia“ – für die es bis dato keine Belege gibt – seit geraumer Zeit sowohl in den öffentlichen als auch in den privaten Debatten. Das in den Medien präsentierte Schreckensbild von organisierten Banden, die als BettlerInnen und teilweise als ZeitungsverkäuferInnen „getarnt“ nach Österreich kommen, um auf hinterlistige Weise Geld einzunehmen, welches sie danach an kriminelle Hintermänner abtreten müssen, fand seinen gesetzlichen Niederschlag im „Verbot für gewerbsmäßiges Betteln“. Durch genau solche Gesetze und Verbote werden Marginalisierung und Stigmatisierung immer wieder reproduziert. Näheres dazu ist in Kap. 5.1.2. zu lesen.

Die durch Medien, Politik und Institutionen vorgenommenen Klassifikationen wirken sich auch auf den alltäglichen Umgang miteinander aus:

Official descriptions, media messages and institutional classifications are constantly interpreted in very specific ways in the immediate interaction among social players. They become a resource for local classification struggles that in part follow a semantics and conflictual logic all their own.” (Ebd.: 802)

Klassifikationen, die in der “soziologisch stets schwer fassbaren Sphäre flüchtiger Begegnungen und alltäglicher Interaktionen, privater Gespräche und symbolischer Zeichen” (Neckel, Sutterlüty 2008: 18) stattfinden, sind jene, die in der Interaktion zwischen KolporteurInnen und potenziellen KundInnen zum Tragen kommen. Jene ZeitungsverkäuferInnen, die sich durch ihr äußeres Erscheinungsbild vom „österreichischen Prototyp“ unterscheiden, werden bestimmte kulturelle und charakterliche Attribute zugeschrieben. Standard- bzw. Vergleichskategorie bei der Wahrnehmung anderer Personen ist dabei immer das Eigene bzw. das Selbst.

3.2. (UN-)GLEICHHEIT BZW. (UN-)GLEICHWERTIGKEIT

Negative Klassifikationen können entweder graduellen oder kategorialen Charakter haben: *Graduelle* Klassifikationen beziehen sich häufig auf Bildung, Einkommen oder beruflichen Erfolg und sind, was ihren Wert betrifft, sozial verhandelbar. *Kategoriale* Klassifikationen hingegen konstruieren Kategorien, die einander ausschließen. Sie basieren auf keiner Skala, sondern treten in Gegensatzpaaren auf, z.B. bezüglich des Geschlechts, der Ethnizität, der Religion. Während die graduelle Klassifikation *Ungleichheit* zeigen soll, will die kategoriale Klassifikation auf *Ungleichwertigkeit* hinaus (Neckel, Sutterlüty 2008: 19; Sutterlüty, Neckel 2006: 804 f.).

Die öffentliche Semantik verwendet eher kategoriale Unterscheidungen, somit wird Ungleichheit automatisch zu *Ungleichwertigkeit* (Neckel, Sutterlüty 2008: 19 f.). Wenn Kategorien sich ausschließen, ist es aber schwer, Anerkennung einzufordern, da ja nicht der gleiche Maßstab für alle gilt. Damit geht z.B. die „logische Schlussfolgerung“ einher, Asylsuchende würden nicht die gleichen Rechte wie die Mehrheitsgesellschaft verdienen, darum seien auch verschiedene Missachtungsformen legitim (ebd.: 20). Da keine teilbaren Werte vorausgesetzt werden, wird Exklusion gefördert (ebd.: 20 f.).

Gächter (2011: 164 f.) vertritt die These, dass die Selektivität unserer Wahrnehmung eine wesentliche Rolle spielt, ob wir jemanden als gleich(-wertig) wahrnehmen oder nicht. Das heißt, „dass die Wahrnehmung von Merkmalen nicht davon abhängt, ob sie vorhanden sind oder nicht, sondern davon, ob wir sie für wichtig halten oder nicht“ (ebd.: 164). Da wir also unbewusst entscheiden, welche Unterscheidungsmerkmale relevant sind, geht es bei Gleichheit bzw. Gleichstellung folglich nicht darum, „ununterscheidbar zu werden, sondern immer seltener unterschieden zu werden“ (ebd.: 165). Welche Merkmale zur Unterscheidung als relevant bzw. irrelevant wahrgenommen werden, richtet sich nach der „sozialen Situation der BeobachterInnen relativ zu den Beobachteten“ (ebd.).

Gächter betont, dass sich Gleichheit ausschließlich an Honneths drei Stufen (siehe Kap. 4.4.2.) feststellen lasse und spricht analog zu Honneths Anerkennungsstufen von den drei „Dimensionen der Gleichheit“: rechtliche Gleichheit, persönliche Gleichheit und soziale Gleichheit (ebd.). Der Prozess der sozialen Gleichheit wird einem „durch das alltägliche Verhalten in zahllosen direkten und indirekten Interaktionen“ seitens der Gesellschaft

zugestanden und erscheint Gächter als besonders mühsam: „Lange nach der Einbürgerung und lange nach den persönlichen Freundschaften wird man im Alltag noch immer als ‚Ausländer‘ wahrgenommen und behandelt.“ (Ebd.)

3.3. IN- UND AUSLÄNDER_INNEN

Die kategoriale Klassifikation bzw. Wahrnehmung von „ÖsterreicherInnen“ einerseits und „AusländerInnen“ andererseits ist nur möglich, wenn der Nationalstaat als natürlich gegebene Einheit vorausgesetzt wird. Dass diese Annahme auch in den Sozialwissenschaften unreflektiert reproduziert wurde und wird, kritisieren Wimmer und Glick Schiller (2002) und sprechen bei diesem Phänomen von einem „methodological nationalism“. Darunter verstehen sie „the assumption that the nation/state/society is the natural social and political form of the modern world“ (ebd.: 302). Und weiter: “The social sciences were captured by the apparent naturalness and givenness of a world divided into societies along the lines of nation-states.“ (Ebd.: 304) Die Sozialwissenschaften nehmen also den Nationalstaat mit seinen Inklusions- und Exklusionsmechanismen unhinterfragt als gegebene Einheit hin, was dazu führt, dass auch im alltäglichen Diskurs diese Kategorie selbstverständlich als „natürlich“ angenommen und reproduziert wird (ebd.). Auch in der Wirtschaft wird prinzipiell zwischen Binnenwirtschaft und externen Wirtschaftsbeziehungen unterschieden, die moderne Geschichtsschreibung ist eine, die auf Nationalstaaten und ihren Beziehungen zueinander beruht, die Anthropologie geht häufig von einem Kulturbegriff aus, der fix gebunden ist an Territorien. Somit reproduzieren diese Disziplinen ebenfalls „the image of the social world divided into bounded, culturally specific units typical of nationalist thinking“ (ebd.: 305).

Den Ursprung dieses Methodologischen Nationalismus sehen Wimmer und Glick Schiller u.a. in der Anthropologie der Moderne. Über die Definition einer ethnischen und kulturellen Andersheit wurde und wird eine Einheit und Identität geschaffen, die sich über den Nationalstaat definiert und voraussetzt, dass „wir“ alle die gleiche Herkunft, Geschichte, Kultur, Sprache, Identität etc. haben.

Bei dieser territorial fixierten Vorstellung von Gesellschaften, welche die Sozialwissenschaften der Nachkriegszeit bestimmte, sprechen Wimmer und Glick Schiller

von einer *Container Society*. Diese „encompasses a culture, a polity, an economy and a bounded social group“ (ebd.: 307). Alles, was über den Rand dieses Containers ragt, würde „analytisch weggeschnitten“ werden (ebd.).

Wimmer und Glick Schiller betonen, wie sehr dieser Methodologische Nationalismus sich auf den Bereich der Migrationsforschung auswirkt, wie MigrantInnen und das Phänomen Migration wahrgenommen und theoretisch und methodisch erforscht werden (ebd.: 801 f.). Dieses Modell ermöglicht es, dass ImmigrantInnen als „antinomies to an orderly working of state and society“ (ebd.: 309) wahrgenommen werden. Die Territorialisierung von Identität durch das Container Modell erzeugt eine Art Regel der Sesshaftigkeit, bei der es als Ausnahme erscheint, wenn sich Personen über Grenzen hinweg bewegen (ebd.: 310 f.).

Es gibt unterschiedliche Gründe, warum ImmigrantInnen dem Selbstverständnis von Nationalstaaten widersprechen. So können sie z.B. deshalb als fremd wahrgenommen werden, weil sie im Gegensatz zur Mehrheitsgesellschaft ihre Loyalität einem anderen Staat, nämlich ihrem Herkunftsstaat, gegenüber erbringen. Außerdem sind sie wie „spots on the pure colours of the national fabric“, d.h. sie stellen eine Herausforderung dar für die Assimilierungs-Politiken, bei denen ethnische Minderheiten vom „national body“ absorbiert werden und zeigen gleichzeitig deren Schwächen (ebd.: 310).

Auch Grinberg und Grinberg (1990) sprechen die „Gefahr“ an, die aus Sicht der Mehrheitsgesellschaft von MigrantInnen ausgehen kann:

Mit seiner Anwesenheit [der/des MigrantIn, Anm. KS] verändert sich die Struktur der Gruppe; einige ihrer Richtlinien für moralisches, religiöses, politisches oder wissenschaftliches Verhalten werden in Frage gestellt, die bislang existierende Organisation könnte möglicherweise destabilisiert werden. (Ebd.: 91)

Ähnlich dem Container Modell sprechen sie von den ImmigrantInnen als „Beinhaltetem“ und von der Aufnahmegesellschaft als „Behälter“: „Das ‚Beinhaltete‘ kann aufgrund seiner Zerreißkraft dem ‚Behälter‘ bedrohlich erscheinen. Letzterer kann aus übermäßiger Starrheit oder übertriebener Angst das ‚Beinhaltete‘ ersticken und seine Entwicklung behindern.“ (Ebd.: 93)

Aus diesen Gründen gehören MigrantInnen häufig aus Sicht der Mehrheitsgesellschaft auch nicht zur „solidarity-group“. Ob jemand mit-profitieren darf, richtet sich nach der

Frage, ob er/sie zum Allgemeinwohl beiträgt. So werden MigrantInnen häufig mit Vergleichen im Bereich von Einkommen, Kinder pro Familie, Arbeitslosenquote etc. konfrontiert (Wimmer, Glick Schiller 2002: 310).

Schon die Bezeichnungen „In- und AusländerInnen“ spiegeln den Bezug zum Nationalstaat wider. Selbst die vergleichsweise neue Untersuchungskategorie der *transnationalen* Migration, welche mit der Entdeckung des Begriffes der Globalisierung einherging, bezieht sich unhinterfragt auf die Nation als natürliche Grundlage, was die beiden Autoren stark kritisieren (ebd.: 304, 321).

Dadurch, dass nur die *cross-nation migration* als Migration angesehen und erforscht wird, Wanderbewegungen innerhalb eines Landes jedoch nicht als solche erachtet werden, gelten auch Personen, die innerhalb eines Landes migrieren im Vergleich zu „AusländerInnen“ nicht als Problem oder als abnormale Ausnahme (ebd.: 311).

Nichtsdestotrotz darf die Tatsache nicht vernachlässigt werden, dass nationale Identitäten – was immer man darunter verstehen mag – trotz globaler Medien und weltumspannender Kommunikations- und Informationssysteme eine große Rolle für Individuen und deren Denken und Handeln spielen können (ebd.: 326).

Auch KolporteurInnen sind in der sozialen Interaktion von Klassifizierungsprozessen betroffen, seien sie kategorial (z.B. AusländerIn) oder graduell (z.B. arm oder obdachlos). Welche Unterscheidungsmerkmale dabei unbewusst herangezogen werden, ist immer abhängig vom/von der jeweiligen BetrachterIn. Dabei entscheidet sich in der gegenseitigen Bewertung vor allem auch, wie man sich selber wahrnimmt und bewertet. Voswinkel (2002: 67) bringt es folgendermaßen auf den Punkt: „Nicht nur, was und wie ich bin, entwickle ich in der Auseinandersetzung mit dem Blick der anderen, sondern auch, wie ich mich bewerte, bestimmt sich in der Konfrontation mit der Bewertung durch andere.“ An dieser Stelle muss klar gemacht werden, dass diese Prozesse nicht nur in die eine Richtung stattfinden, sondern auch dann eintreten, wenn die KolporteurInnen ihre soziale Umwelt wahrnehmen und bewerten.

4. ANERKENNUNG

Die Anerkennungsdebatte findet sich seit den 1980er Jahren in den unterschiedlichsten Disziplinen und bei zahlreichen Autoren wieder (Moon 2005: 176). Besonders relevant für diese Arbeit sollen der politische und der sozialphilosophische Bereich sein, da sie soziale Missstände aufzeigen möchten, die durch Vorenthaltung von Anerkennung entstehen. Diese Umstände sollen wiederum durch (eine Politik der) Anerkennung überwunden werden (ebd.: 177).

Neben Axel Honneth bestimmen u.a. Avishai Margalit, Jessica Benjamin und Charles Taylor die anerkennungstheoretische Diskussion mit. Anerkennung wird dabei weniger als moralisch-ethische Forderung verstanden, sondern soll vielmehr die Antwort auf die Frage „Wie ist Gesellschaft möglich?“ sein (Schäffter 2009: 2f.). Die Anerkennungstheorie knüpft mit dieser Frage an vorausgegangene Überlegungen über das Verhältnis zwischen Individuum und Gesellschaft an, so etwa bei Georg Simmel oder Herbert Mead.

4.1. IDENTITÄT UND ANERKENNUNG

Taylor (1993: 13 f.) stellt die These auf, dass Identität teilweise von der Anerkennung oder Nicht-Anerkennung durch andere Menschen geprägt wird. Nicht-Anerkennung in Form eines „einschränkenden, herabwürdigenden oder verächtlichen Bildes“, das einem seitens der Gesellschaft von sich selbst vermittelt wird, kann eine Form von Unterdrückung sein, da es dazu führen kann, sich selbst zu verachten.

Unter Identität versteht Taylor dabei „das Selbstverständnis der Menschen, das Bewußtsein von den bestimmten Merkmalen, durch die sie zu Menschen werden“ (ebd.: 13). Sie stellt den Versuch dar „zu bestimmen, wer wir sind, ‚woher wir kommen‘. Sie bildet den Rahmen, in dem unsere Vorlieben, Wünsche, Meinungen und Strebungen Sinn bekommen.“ (Ebd.: 23)

Identität entsteht immer im Dialog, im Austausch und Umgang mit anderen (ebd.: 21 f.). Dies ist gerade bei ZeitungverkäuferInnen, deren Arbeit darin besteht, (Verkaufs-)Dialoge herzustellen, ein wesentlicher Punkt. Wie alle anderen Menschen auch sind sie darauf

angewiesen, dass die Art und Weise, wie sie sich präsentieren, anerkannt wird, da eine Missachtung ansonsten zu Unterdrückung und Selbstverachtung führen kann.

4.2. MENSCHENWÜRDE VS. INDIVIDUELLE IDENTITÄT

Im öffentlich-politischen Raum gibt es zwei Arten von Politik, welche den Anspruch erheben, Anerkennung zum Ziel zu haben. Taylor spricht dabei von einer „Politik der Gleichheit“ und einer „Politik der Differenz“. Demzufolge steht der Anspruch der Anerkennung im Spannungsfeld der allgemeinen Menschenwürde einerseits und der einzigartigen Individualität andererseits.

Bei der Politik der Gleichheit geht es primär um die Wahrung der Menschenwürde. Somit muss Ungleichheit bekämpft werden. Die Politik der Differenz rückt die individuelle Identität der/des Einzelnen bzw. einzelner Gruppen ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Um Einzigartigkeit und Authentizität zu wahren, wird gegen Assimilation gekämpft (Nothdurft 2007: 114; Taylor 1993: 27 ff.).

Obwohl beide Formen der Politik auf Gleichachtung zielen, stehen sie im Widerspruch zueinander. Trotzdem bedingt das Eine das Andere:

Wir können das, was universell vorhanden ist [...] nur anerkennen, indem wir auch dem, was jedem Einzelnen eigentümlich ist, unsere Anerkennung zuteil werden lassen. Die aufs Allgemeine gerichtete Forderung wird zur Triebkraft der Anerkennung des Besonderen. (Taylor 1993: 29)

Während die Politik der Gleichheit der Politik der Differenz vorwirft, sie verstoße gegen den Grundsatz der Gleichbehandlung und der Nicht-Diskriminierung, kritisiert die zweite Konzeption an der ersten, dass durch Homogenisierung die Individualität und Besonderheit ignoriert würden (Nothdurft 2007: 115; Taylor 1993: 33 f.). Darüber hinaus wird der Politik der Gleichheit oft vorgeworfen, „der angeblich neutrale Komplex ‚differenzblinder‘ Prinzipien [...] spiegle in Wirklichkeit eine ganz bestimmte hegemoniale Kultur“ (Taylor 1993: 34). Minderheiten würden also diskriminiert, indem ihnen etwas Fremdes übergestülpt würde.

Problematisch ist generell auch, Anerkennung einzufordern, da sie dadurch ihren eigentlichen Wert verliert. Wird Anerkennung nur auf Verlangen gewährt, dann handelt es sich dabei laut Taylor um eine „unerträgliche Herablassung“, bei der kein wirklicher Respekt vorliegt (Nothdurft 2007: 115; Taylor 1993: 65 ff.).

Es handelt sich um eine bloß vorgespiegelte Achtungsbezeugung, die man dem angeblichen Nutznießer schuldig zu sein glaubt. Objektiv betrachtet, spricht daraus nichts anderes als Geringschätzung für dessen Intelligenz. Es ist erniedrigend, Objekt einer derartigen Respektsbezeugung zu sein. (Taylor 1993: 68)

Gefordert kann nur die Bereitschaft werden, sich mit dem Fremden auseinanderzusetzen, um durch die Verschmelzung der Werthorizonte sich selbst zu verändern und somit seinen (eurozentrischen) Wertemaßstab (Nothdurft 2007: 115; Taylor 1993: 68).

Diese kurze Einführung zeigt bereits, dass die Frage, was „echte“ Anerkennung ist und wie sie zu erreichen sei, Gegenstand vieler Diskussionen ist.

4.3. SOZIALE INTERAKTION ALS ANERKENNUNGSARENA

Betrachtet man jene Fälle, in denen Anerkennung nicht abhängig ist von soziokulturellen Merkmalen, wie etwa Beruf oder Status (siehe Kap. 4.6.), findet Anerkennung immer über soziale Interaktion statt:

Anerkennung erfolgt wesentlich in Situationen sozialen Miteinanders als interaktive Reaktion auf situatives Handeln. Diese Reaktion ist typischerweise eine der Bewunderung, der Bewertung, der Wertschätzung, der Betrachtung des Handelns unter Gesichtspunkten des Vollziehens und Gelingens und der Kommentierung unter i. w. S. ästhetischen Gesichtspunkten. (Nothdurft 2007: 118)

Nothdurft verwendet im Zusammenhang von Interaktion und Anerkennung folgende drei Begriffe:

a) Anerkennungsarena

Mit diesem Begriff sollen laut Nothdurft (ebd.) „die spezifischen sozialen Gelegenheiten erfasst werden, in denen – kultur-, milieu- oder gruppenspezifisch – Anerkennung erstrebt

bzw. gezollt wird“. Der Begriff der Arena soll den Moment des Kampfes und des Gewährens sowie den Wettbewerbscharakter verdeutlichen.

b) *Anerkennungsordnung*

Dieser Begriff meint

das kultur-, milieu- und gruppenspezifische System von Standards, Kriterien und Gesichtspunkten [...], aus dem heraus Anerkennung für kommunikative Leistungen gezollt wird. In der Anerkennungsordnung ist geregelt, wer (Autorität) für was (performative Leistung) in welcher Weise (Anerkennungsmodi) Anerkennung gewinnt bzw. gewährt. (Ebd.)

Je nach gesellschaftlichem Segment also entscheidet sich, wer oder was Anerkennung verdient. So wird in einer bürgerlichen Familie eventuell eine andere Anerkennungsordnung herrschen als in der Arbeiterfamilie und genauso wird im Bowlingverein eine andere Anerkennungsordnung herrschen als am Arbeitsplatz.

c) *Anerkennungsfiguration*

Der Grund, warum Nothdurft den Begriff der „Figuration“ von Elias wählt, liegt darin, „dass mit ihm das gesamte Beziehungsgeflecht erfasst wird, in dem das Handeln eines Individuums erfolgt und – gleichsam anders herum – das Individuum als durch dieses Geflecht konstituiert erscheint“ (ebd.).

4.4. ANERKENNUNG BEI HONNETH

Honneth vertritt eine Sozialphilosophie, die sich der Aufgabe verschreibt, „soziale Pathologien“, also gesellschaftliche Fehlentwicklungen, zu diagnostizieren (Honneth 2000: 7,13). Ganz im Sinne der Frankfurter Schule konzentriert er sich auf die Diagnose sozialer Pathologien als Resultat kapitalistischer Gesellschaften, bei der „die instrumentelle Vernunft über andere Formen des Handelns und Wissens zur Vorherrschaft gelangt ist“ (ebd.: 101).

Honneths Anliegen ist es, nach den Bedingungen zu fragen, die einem Individuum Freiheit und Selbstverwirklichung innerhalb der Gesellschaft ermöglichen. Dabei folgt er dem Problembewusstsein der Dialektik der Aufklärung, welches einerseits davon ausgeht, dass

die moderne Gesellschaft die menschlichen Rechte und den materiellen Wohlstand ausgebaut hat, dass eine erfolgreiche Selbstverwirklichung aber durch die einhergehende Verbreitung der Marktlogik und unkontrollierte Technikentwicklung zerstört werde.

Honneth spricht von einem Paradigmenwechsel der politischen Philosophie in den letzten Jahren, nämlich von einer Forderung nach Gerechtigkeit hin zu einer Idee von Würde und Respekt. Nicht mehr die Vermeidung von Ungleichheit stehe im Vordergrund, sondern die Vermeidung von Missachtung und Entwürdigung (Honneth 1999: 248 f.). Dabei nennt er Nancy Fraser, die von einem Übergang von der *redistribution* zur *recognition* spricht und erklärt dazu:

Während mit jenem ersten Begriff eine Vision von Gerechtigkeit verknüpft ist, die durch Umverteilung von freiheitsverbürgenden Gütern auf die Herstellung sozialer Gleichheit zielt, werden im zweiten Begriff die Bedingungen einer gerechten Gesellschaft durch das Ziel der Anerkennung der individuellen Würde aller einzelnen definiert. (Ebd.)

Es geht bei Honneth also um genau jene Bedingungen einer gerechten Gesellschaft, die es ermöglichen, ein Individuum auf unterschiedlichen Ebenen anzuerkennen und gleichzeitig verschiedene Formen von Missachtung und Entwürdigung zu vermeiden. Um welche Ebenen der Anerkennung und welche Formen der Missachtung es dabei genau geht, wird in Kap. 4.4.2. näher dargestellt.

4.4.1. Der Kampf um Anerkennung

In seinem Hauptwerk *Kampf um Anerkennung* stellt Honneth seine Anerkennungstheorie umfassend dar. Dabei stützt er sich auf die Überlegungen Hegels, welcher bereits den Versuch unternahm, den „Aufbau eines sittlichen Gemeinwesens“ aus philosophischer Perspektive als „die Stufenfolge eines Kampfes um Anerkennung“ darzustellen (Honneth 1994a: 107). Honneth bemängelt allerdings, dass Hegels Idee „an metaphysischen Prämissen haftet“ und nicht mehr einwandfrei mit den modernen Theorien der Jetztzeit in Einklang zu bringen ist.“ (Ebd.) Daher ist Honneths Anspruch jener, Hegels Theorie eine „empirische Wende“ zu verleihen, indem er sie mit psychologischen und historischen Fakten zu beweisen versucht und sie nicht, wie bei Hegel, auf einer metaphysischen Ebene belässt. Hilfreich für einen Brückenschlag zwischen Hegels Denken und der Gegenwart

erscheint Honneth die Sozialpsychologie George Herbert Meads. (Näheres dazu vgl. ebd.: 119 ff.) Hegels metaphysische Überlegungen erhalten durch Mead eine „naturalistische Wende“, wobei sich bei beiden bereits Ansätze für einen „Kampf um Anerkennung“ im Sinne Honneths finden (ebd.: 148).

Jenen Grundsatz, welcher nicht nur Hegel als auch Mead zugrunde liegt, sondern Leitidee von Honneths Anerkennungstheorie darstellt, bringt selbiger folgendermaßen auf den Punkt:

Die Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens vollzieht sich unter dem Imperativ einer reziproken Anerkennung, weil die Subjekte zu einem praktischen Selbstverhältnis nur gelangen können, wenn sie sich aus der normativen Perspektive ihrer Interaktionspartner als deren soziale Adressaten zu begreifen lernen. (Ebd.: 148)

Darauf aufbauend bildet Honneth eine Gesellschaftstheorie, deren Absicht es laut eigenen Angaben ist, „Prozesse des gesellschaftlichen Wandels mit Bezugnahme auf die normativen Ansprüche zu erklären, die in der Beziehung der wechselseitigen Anerkennung strukturell angelegt sind“ (ebd.).

Seine normative Messlatte, mit der er gesellschaftliche Vorgänge analysieren und bewerten möchte, geht also von einer Gesellschaft aus, in der die gegenseitige Anerkennung es ermöglicht, zu einer positiven praktischen Selbstbeziehung zu gelangen. Diese Selbstbeziehung wiederum ist Voraussetzung für die Herausbildung einer sozialen Identität im Sinne Taylors.

Wie aber sind in dieser Gesellschaftstheorie soziale und somit normativ gerichtete Veränderungen möglich? Den Motor für diese Veränderungen sieht Honneth darin, dass soziale Gruppierungen in (moralisch motivierten) Kämpfen versuchen, auf kultureller und institutioneller Ebene reziproke Anerkennung in unterschiedlichen Formen durchzusetzen, auszuweiten und zu verankern (ebd.: 149). Somit wurde durch Hegel und Mead dem sozialen Kampf „eine Deutung gegeben, in der er zu einer strukturbildenden Kraft in der moralischen Entwicklung von Gesellschaft werden konnte“ (ebd.).

Diese neue Form der kritischen Gesellschaftstheorie und der Anerkennungsbegriff als normative Grundlage bieten die Möglichkeit, bestehende gesellschaftliche Umstände und Prozesse zu analysieren, zu kritisieren oder zu verteidigen. Moon (2005: 178 f.)

unterstreicht die „fruchtbaren Ansätze“ dieser kritischen Gesellschaftstheorie, „weil sie die positive Rolle der Anerkennung so deutlich macht, dass wir sie nicht nur normativ rechtfertigen, sondern auch erklären können, wieso das Individuum auf gesellschaftliche Anerkennung angewiesen ist“ (ebd.: 179). Warum das Individuum auf gesellschaftliche Anerkennung angewiesen ist, wird im folgenden Kapitel genauer erläutert.

4.4.2. Die drei Anerkennungsformen Liebe, Recht und Solidarität

Wer sich aufgrund der Anerkennung durch andere selbst als positiv empfindet, kann auch ein positives Leben im Sinne der Selbstverwirklichung führen. Die Anerkennung ermöglicht es, „ohne externe Zwänge und innere Ängste, unter Bejahung von sich selbst und anderen sich selbst zu verwirklichen“ (Moon 2005.: 184). Das Subjekt verdankt seine Integrität also der Anerkennung und Zustimmung durch andere.

Die drei Formen der Anerkennung bei Honneth resultieren jeweils aus ihren komplementären Missachtungsformen und stützen sich dabei auf Hegels anthropologische Prämisse der menschlichen Verletzbarkeit. Er geht davon aus, dass ein Mensch nur durch eine praktische Selbstbeziehung eine Identität ausbilden kann. Diese Selbstbeziehung wiederum ist aber abhängig von einer positiven Haltung bzw. Reaktion seitens der Mitmenschen. Darin liegt auch der Punkt der Verletzbarkeit. Also hat „das intersubjektive Verhältnis immer die Verletzbarkeit der praktischen Selbstbeziehung des Menschen inne“ (ebd.). Durch das angewiesen Sein auf die ständige Rückversicherung durch andere Menschen kann das Erfahren von Missachtung dazu führen, dass durch diese Verletzung die Identität gefährdet oder gar zum Einsturz gebracht wird (Honneth 1994a: 212 f.). Die drei Stufen der Anerkennung ergeben sich also aus den unterschiedlichen Missachtungsformen und daraus, welche Art von Selbstbeziehung dadurch verletzt bzw. zerstört wird (Honneth 1994a: 150; Moon 2005: 184 f.).

Liebe / emotionale Zuwendung

Die erste Anerkennungsform ist die Liebe. Es handelt sich an dieser Stelle bei der „Liebesbeziehung“ um all jene Primärbeziehungen, „wo eine starke Gefühlsbindung zwischen wenigen Personen“ vorliegt. Auf dieser Stufe, sei es die Freundschaft, die

sexuell-erotische Beziehung, oder die Mutter-Kind-Beziehung, sind die Subjekte voneinander abhängig, da sie sich gegenseitig Zuwendung schenken und Bedürfnisse befriedigen. Die Bedürfnisse des Anderen werden wahrgenommen und befriedigt, und somit auch wertgeschätzt und anerkannt (Honneth 1994a: 153 f.).

Diese „affektiven Primärbeziehungen“ sind „auf eine prekäre Balance zwischen Selbständigkeit und Bindung angewiesen“ (ebd.: 154). Die Objektbeziehungstheorie aus der Psychoanalyse scheint Honneth dabei als besonders hilfreich, da sie „die Liebe als ein Interaktionsverhältnis verständlich machen [kann], dem ein besonderes Muster der reziproken Anerkennung zugrunde liegt“ (ebd.).

Für die praktische Selbstbeziehung nimmt Honneth auf dieser Stufe den Begriff des *Selbstvertrauens* von Erik H. Erikson. Gemeint ist damit die „Fähigkeit zum Alleinsein“, zum Beispiel bei einem Kleinkind, das durch die mütterliche Liebe Vertrauen in sich selbst gewinnt und daher problemlos auch alleine sein kann. Dieses Selbstvertrauen gilt laut Honneth aber ebenso für Liebesbeziehungen unter Erwachsenen, wie Freundschaften oder erotischen Beziehungen (ebd.: 168 ff.).

Auf dieser Stufe, auf welcher der Mensch als „Naturwesen mit Bedürfnissen und Affekten“ gilt, ist es also das Selbstvertrauen, das der Verletzbarkeit ausgesetzt ist, und welches es durch die Anerkennung zu schützen gilt (Moon 2005: 185).

Die zur Liebe komplementäre Missachtungsform ist die *Misshandlung* oder *Vergewaltigung*. Dabei wird die leibliche Integrität eines Individuums verletzt und die autonome Verfügung über den eigenen Körper mit Gewalt entzogen. Die Zerstörung der praktischen Selbstbeziehung ergibt sich dabei nicht nur aus dem körperlichen Schmerz, sondern auch aus dem seelischen, welcher entsteht, wenn man einem Gegenüber hilf- und schutzlos ausgeliefert ist. Dabei wird das durch die Liebe erlernte elementare *Selbstvertrauen* maßgeblich erschüttert (Honneth 1994a: 214).

Was also hier der Person durch Mißachtung an Achtung entzogen wird, ist die selbstverständliche Respektierung jener autonomen Verfügung über den eigenen Leib, die ihrerseits durch Erfahrungen der emotionalen Zuwendung in der Sozialisation überhaupt erst erworben worden ist. (Ebd.)

Das *Selbstvertrauen* als psychisches Resultat von Liebe ist Voraussetzung für die darauffolgenden Stufen in Honneths Theorie:

Weil dieses Anerkennungsverhältnis zudem einer Art von Selbstbeziehung den Weg bereitet, in der die Subjekte wechselseitig zu einem elementaren Vertrauen in sich selber gelangen, geht es jeder anderen Form der reziproken Anerkennung sowohl logisch als auch genetisch voraus. (Ebd.: 172)

Es ist nicht unwahrscheinlich, dass sich die Familien und FreundInnen der befragten KolporteurInnen immer noch in deren Herkunftsland befinden und diese emotionalen Primärbeziehungen nach wie vor gepflegt werden. Auf dieser Ebene der Anerkennung spielen die Anerkennungsarenen eine interessante Rolle, da diese Art der Anerkennung zwischen den Befragten und ihren Bezugspersonen oftmals über nationale Grenzen und Gesellschaften hinweg wirkt.

Recht / kognitive Achtung

Die zweite Stufe der reziproken Anerkennung stellt bei Honneth das Recht dar, welches dem Individuum den Status der Rechtsperson zuschreibt. Die rechtliche Anerkennung ermöglicht es, einander als Subjekte mit gleichen Rechten gegenseitig anzuerkennen und somit eine positive Selbstbeziehung, nämlich in diesem Fall die *Selbstachtung*, zu erlangen. Im Gegensatz zur Ebene der Liebe geht es hier allerdings um die Anerkennung einer bestimmten Eigenschaft der Subjekte, nämlich jener der moralischen Zurechnungsfähigkeit (Honneth 1994a: 173-184; Moon 2005: 186 f.). Das Subjekt kann insofern zur *Selbstachtung* gelangen, „in dem es sein Handeln von allen anderen als Äußerung der eigenen Zurechnungsfähigkeit geachtet weiß“ (Moon 2005: 187). Kommt der Person der Status einer Rechtsperson zu, so kann sie auch ihre Rechte einklagen. Diese Rechte verschaffen „dem Individuum die Chance [...], sozial gerechtfertigte Ansprüche zu erheben“ (ebd.: 188). Die Tatsache, dass das Subjekt legitimierte Ansprüche stellen kann, ist ein „symbolisches Ausdrucksmittel“ dafür, dass seine Zurechnungsfähigkeit anerkannt wird (Honneth 1994a: 194; Moon 2005: 188).

Die Ansichten, welche Eigenschaften eine moralisch zurechnungsfähige Person aufweisen muss, haben sich im Laufe der Geschichte verändert:

Die kumulative Erweiterung individueller Rechtsansprüche, mit der wir es in modernen Gesellschaften zu tun haben, läßt sich als ein Prozeß verstehen, in dem der Umfang der allgemeinen

Person sich schrittweise vergrößert hat, weil unter dem Druck eines Kampfes um Anerkennung stets neue Voraussetzungen zur Teilnahme an der rationalen Willensbildung hinzugedacht werden mußten. (Honneth 1994a: 185 f.)

Benachteiligte Gruppen haben darüber hinaus im historischen Verlauf immer wieder mit Druck deutlich gemacht, dass für eine Teilnahme an einer rationalen Übereinkunft auch die entsprechenden sozio-ökonomischen Voraussetzungen gegeben sein müssen:

Um als eine moralisch zurechnungsfähige Person agieren zu können, bedarf der Einzelne nicht nur des rechtlichen Schutzes vor Eingriffen in seine Freiheitssphäre, sondern auch der rechtlich gesicherten Chance zur Partizipation am öffentlichen Willensbildungsprozess, von der er faktisch aber nur Gebrauch machen kann, wenn ihm zugleich ein gewisses Maß an sozialem Lebensstandard zusteht. (Ebd.: 190)

Honneth stellt fest, dass in der heutigen Zeit nicht mehr nur die Eigenschaft bzw. Fähigkeit, sich an moralischen Normen zu orientieren, ausschlaggebend ist, um als Rechtsperson anerkannt zu werden. Ein „Mindestmaß an kultureller Bildung und ökonomischer Sicherheit“ seien als Anforderung hinzugekommen (ebd.).

Die Form der Missachtung auf dieser Ebene ist also die *Entrechtung* bzw. *Ausschließung*, was eine Verletzung der moralischen *Selbstachtung* zur Folge hat. Von bestimmten Rechten innerhalb einer Gesellschaft ausgeschlossen zu sein bedeutet, dass einem im Vergleich zum Rest der Gesellschaft die moralische Zurechnungsfähigkeit abgesprochen wird (ebd.: 215 f.). Ein sozialer Ausschluss „stellt daher nicht die gewaltsame Einschränkung der persönlichen Autonomie allein dar, sondern deren Verknüpfung mit dem Gefühl, nicht den Status eines vollwertigen, moralisch gleichberechtigten Interaktionspartners zu besitzen“ (ebd.: 216). Das Subjekt erwartet, kognitiv als zurechnungsfähig anerkannt zu werden. Bleibt diese Anerkennung aus, so wird es in seiner intersubjektiven Erwartung enttäuscht. Der Verlust der *Selbstachtung* führt dazu, sich selbst nicht (mehr) als gleichwertige(n) InteraktionspartnerIn wahrzunehmen (ebd.).

Die Ebene der rechtlichen Anerkennung erscheint im Kontext der Arbeit besonders brisant, da sich unter den VerkäuferInnen viele Personen befinden, welche aufgrund eines laufenden Asylverfahrens keinen Zugang zum regulären Arbeitsmarkt haben. Somit fehlt ihnen jener rechtliche Status, der die Anerkennung als moralisch zurechnungsfähiges Mitglied der Gesellschaft ausdrücken soll. Daher fehlen auch die sozio-ökonomischen

Voraussetzungen, um am Prozess der öffentlichen Meinungsbildung partizipieren zu können. Unterschiedliche Organisationen setzen sich in Österreich für die Rechte von sozial, kulturell und politisch marginalisierten Personen ein. Als positives Beispiel eines „Kampfes um Anerkennung“ kann die Kampagne „machen wir uns STARK“ genannt werden, welche sich für den Zugang zu Lehre und Arbeitsmarkt für Asylsuchende einsetzt. Ein erster Erfolg konnte verzeichnet werden, als im Juni dieses Jahres eine teilweise Öffnung der Lehre für jugendliche Asylsuchende erfolgte.

Solidarität / soziale Wertschätzung

Neben der emotionalen Zuwendung und der rechtlichen Anerkennung braucht der Mensch immer auch die soziale Wertschätzung, um zu einem „ungebrochenen Selbstverhältnis“ zu kommen. Diese soziale Wertschätzung bezieht sich auf die individuellen Eigenschaften einer Person, sofern sie dazu beitragen, gemeinsame gesellschaftliche Zielsetzungen zu erreichen. Anerkennung zwischen zwei Individuen findet dann statt, wenn sie einen gemeinsamen Wertekonsens teilen und die persönlichen Eigenschaften des/der Einen eine Bedeutung für den/die jeweils Andere(n) hat. Was als gesellschaftlicher Wert bzw. als gesellschaftliches Ziel gilt, erscheint in der modernen Zeit sehr abstrakt und diffus definiert. Folglich ist es auch abhängig vom kulturellen Selbstverständnis einer Gesellschaft, welche Eigenschaften und Lebenspraxen zum Erreichen dieser Ziele förderlich sind (Honneth 1994a: 196 ff.; Moon 2005: 188 f.). In einem „kulturellen Dauerkonflikt“ versuchen unterschiedliche soziale Gruppen, ihre Lebensweise in der Öffentlichkeit als wertvoll darzustellen und versuchen „mit den Mitteln symbolischer Gewalt [...], unter Bezug auf die allgemeinen Zielsetzungen den Wert der mit ihrer Lebensweise verknüpften Fähigkeiten anzuheben“ (Honneth 1994a: 205 f.). Erfolge in diesem „Kampf um Anerkennung“ sind maßgeblich davon abhängig, inwieweit es den jeweiligen Gruppen gelingt, auf die eigenen Eigenschaften und Fähigkeiten aufmerksam zu machen. Auch die ökonomische Situation, also das Einkommen, spielt eine entscheidende Rolle im Anerkennungskampf, was ebenfalls sehr relevant im Kontext der Zeitungskolportage ist (ebd.: 206).

Waren zur Zeit des Feudalsystems die soziale Wertschätzung und Ehre nach Ständen gestaffelt, erscheint das Subjekt ab dem Übergang zur Moderne als „lebensgeschichtlich individuierte Größe“ im „umkämpften Feld der sozialen Wertschätzung“ (ebd.: 198 ff.).

Durch die Auflösung der traditionellen Werthierarchien gab es von da an eine Vielzahl an Meinungen darüber, welche Person mit welchen Eigenschaften zur Verwirklichung der gesellschaftlichen Ziele erfolgreich beitragen kann. Nicht mehr an kollektiven Eigenschaften orientiert sich die soziale Wertschätzung, sondern an einzelnen Personen. Als „wertvoll“ fühlen sich jene Personen, die sich in Eigenschaften und Fähigkeiten von anderen abheben. Es ist ein „klassen- und geschlechtsspezifisch bestimmter Wertpluralismus“, der den „kulturellen Orientierungsrahmen“ bildet (ebd.: 203). Der Begriff der Ehre wich denen von „Prestige“ und „Ansehen“. Diese gebühren heutzutage jenen Individuen, die – wie oben erwähnt – zur Erreichung der abstrakten gesellschaftlichen Ziele beitragen oder zumindest den Eindruck vermitteln.

Somit fühlt sich ein Subjekt dann anerkannt bzw. kann sich auch selbst anerkennen, wenn es sich als vollwertiges Mitglied einer Wertegemeinschaft begreift und mit seinen individuellen Eigenschaften dazu beiträgt, gemeinsam mit den anderen Mitgliedern der Gesellschaft gemeinsame Werte zu leben bzw. Ziele zu erreichen. Den daraus resultierenden Selbstbezug nennt Honneth *Selbstschätzung* (Honneth 1994a: 209; Moon 2005: 189).

Die soziale Wertschätzung kann als Ausdruck von Solidarität zwischen den Mitgliedern einer Gesellschaft gesehen werden.

Deswegen bedeutet die soziale Wertschätzung nicht nur die Anerkennung des Werts anderer, sondern drückt auch ein solidarisches Gefühl aus, dass die Betroffenen in einer Gemeinschaft koexistieren wollen. (Moon 2005: 189).

Die Missachtung auf der Ebene der sozialen Wertschätzung durch *Entwürdigung* und *Beleidigung* bezieht sich auf den sozialen Wert eines Individuums oder einer Gruppe. Werden aufgrund des gesellschaftlichen Wertehorizonts bestimmte Eigenschaften oder Lebenspraxen als minderwertig eingestuft, so wird den Betroffenen die Grundlage entzogen, sich in ihrer Individualität selbst als sozial wertvoll wahrzunehmen.

Die evaluative Degradierung von bestimmten Mustern der Selbstverwirklichung hat für deren Träger zur Folge, daß sie sich auf ihren Lebensvollzug nicht als auf etwas beziehen können, dem innerhalb ihres Gemeinwesens eine positive Bedeutung zukommt. (Honneth 1994a: 217)

Es wird also durch die Gesellschaft die „soziale Zustimmung zu einer Form von

Selbstverwirklichung“ vorenthalten, zu der die Person „selber erst mit Hilfe der Ermutigung durch Gruppensolidarität beschwerlich hat finden müssen“ (ebd.). Damit einher geht der Verlust der *Selbstschätzung*.

Die angesprochene Solidarität zeigt sich im Fall der StraßenzeitungsverkäuferInnen anhand diverser Initiativen und Vereine, die nicht nur im Bereich der rechtlichen Anerkennung, sondern vor allem im Bereich der sozialen Anerkennung Lobby-Aktivitäten betreiben. Als Beispiel sei die Menschenrechtsorganisation *SOS Mitmensch* genannt, welche sich laut eigenen Angaben „lautstark und tatkräftig für die Durchsetzung der Menschenrechte einsetzt“ (SOS Mitmensch). Darüber hinaus bietet sie mit ihrem Menschenrechtsmagazin *MO*, dessen Verkauf über ein Kolportageprojekt läuft, vom Arbeitsmarkt ausgeschlossenen Menschen die Möglichkeit, ihren Lebensunterhalt aufzubessern. Außerdem tritt man „gegen Rassismus und Diskriminierung, für Migration, Menschenrechte und Demokratie“ ein (SOS Mitmensch, *MO*-Magazin). Offensichtlich handelt es sich bei dieser Art von Organisation um eine, die jenen Personen, für die sie sich einsetzt, einen gewissen sozialen Wert zuschreibt und die Meinung vertritt, jene Personen würden zur Verwirklichung der gesellschaftlichen Ziele beitragen.

Durch Begriffe wie „Kränkung“ oder „sozialer Tod“ im Zusammenhang mit sozialer Missachtung wird deutlich, dass, wie bei einer psychischen Erkrankung, auch bei der Missachtung Symptome (zum Beispiel soziale Scham) vorliegen, die das Subjekt darauf hinweisen, dass ihm bestimmte Formen der Anerkennung vorenthalten bleiben (Honneth 1994a: 218 f.).

Honneth (ebd.: 220) stellt die These auf, dass die „Empfindung von Mißachtung stets von affektiven Empfindungen begleitet“ ist. Und eben jene Empfindungen können „die affektive Antriebsbasis darstellen, in denen der Kampf um Anerkennung motivational verankert ist“ (ebd.: 219.). Nachdem das Subjekt angewiesen ist auf die Anerkennung seiner Eigenschaften und Fähigkeiten, können durch die Vorenthaltung selbiger Wut und Scham entstehen. Dies kann auf jeder der drei Anerkennungsstufen passieren. Durch diese Wut bzw. Scham wird dem Subjekt bewusst, dass ihm die soziale Anerkennung ungerechtfertigt vorenthalten wird (ebd.: 219 f.).

In sprachlicher Anlehnung daran spricht Honneth über gesellschaftliche Fehlentwicklungen als sogenannte „Pathologien des Sozialen“. Diese schränken die gesellschaftlichen Möglichkeiten für das Individuum auf ein „gutes“ Leben so ein, wie es auch eine Krankheit tut (Honneth 2000: 13).

Moon (2005.: 219) formuliert es so: „Insofern gelten normative Ansprüche auf die Erweiterung sozialer Anerkennung als Therapie gesellschaftlicher Pathologien, die für den Betroffenen die Bedingungen für ein gutes Leben wiederherstellen muss.“ Unabhängig davon, was als Maßstab für ein „gutes“ Leben herangezogen wird, stellt also die Anerkennung die Voraussetzung dafür dar. Sie ermöglicht dem Subjekt Selbstverwirklichung durch die Bestätigung durch andere.

Die eben dargestellte Dreiteilung soll es laut Honneth erlauben, die von Hegel und Mead aufgestellten Thesen etwas plausibler zu machen, nämlich jene, „daß es nämlich ein Kampf um Anerkennung ist, der als moralische Kraft innerhalb der sozialen Lebenswirklichkeit des Menschen für Entwicklung und Fortschritte sorgt“ (Honneth 1994a: 227).

4.4.3. Verdinglichung

Im Kontext der Wahrnehmung ist es sinnvoll, das Phänomen der Verdinglichung, welches bei Honneth eine nicht zu vernachlässigende Rolle spielt, näher zu erklären. Es handelt sich hierbei um einen epistemologischen Zugang, welcher den Zusammenhang zwischen Erkennen und Anerkennen behandelt. Im Zuge seines Versuches, den aus der marxistischen Theorie stammenden Begriff der Verdinglichung mit dem Begriff der Anerkennung zu verbinden, stützt sich Honneth auf Georg Lukács' Werk „Geschichte und Klassenbewußtsein“. An dieser Stelle soll Honneths Vorgehen, den Begriff der Verdinglichung für die heutige Zeit anerkennungstheoretisch zu reformulieren, nachgezeichnet werden:

Honneth (2005) stellt die These auf, dass dem Erkennen immer das Anerkennen vorausgehen muss. Die Basis hierfür stellen Erkenntnisse aus der Entwicklungspsychologie dar: Die kindlichen Denk- und Interaktionsfähigkeit setzt voraus, dass das Kind in der Lage ist, die Perspektive seines Gegenübers zu übernehmen

und somit von einem egozentrischen zu einem objektiven Blick auf die Umwelt zu gelangen (ebd.: 146 f.).

Cavell (2002: 70) bringt in diesem Zusammenhang den Begriff der „Anteilnahme“. Darunter versteht er jene Haltung, in der man eine Identifikation und Verbindung mit dem Anderen eingeht, indem eine gewisse Involviertheit in eine gemeinsame Empfindungswelt vorliegt.

Ist ein solcher ‚Ruck‘ einmal vollzogen und damit eine gewisse Form der Verbindung mit dem Anderen hergestellt, so nehme ich dessen Empfindungen als das wahr, was sie ihrem Gehalt nach sind, nämlich als an mich ergehende Forderungen, in einer entsprechenden Weise zu reagieren. (Honneth 2005: 57)

Jene anerkennende Haltung, bei der einen die Verhaltensäußerungen des Gegenübers berühren und zu einer Reaktion veranlassen können, nennt Cavell „acknowledgement“ (Cavell 2002: 70). Honneth (2005: 59) bringt Cavells Modell wie folgt auf den Punkt: „Sprachliches Verstehen ist, kurz gesagt, an die nicht-epistemische Voraussetzung der Anerkennung des Anderen gebunden.“ Wichtig dabei ist zu erwähnen, dass mit Anerkennung nicht automatisch eine wohlwollende oder freundliche Haltung gemeint sein muss. Es geht vielmehr darum, „den Wert des Anderen in der Einstellung der Anerkennung bejahen [zu] müssen, selbst wenn wir ihn im Augenblick verfluchen oder hassen“ (ebd.: 59 f.).

Allgemein lässt sich festhalten, dass es sich bei der oben beschriebenen Art von Anerkennung nicht um eine Anerkennung spezifischer, individueller oder bestimmter Eigenschaften des Gegenübers handelt, sondern um eine generelle, „ganz elementare Form der intersubjektiven Bestätigung“ (ebd.).

In diesem Sinne beschreibt Honneth Lukács‘ „Verdinglichung“ folgendermaßen: Es handle sich um eine

habituell erstarrte Perspektive [...], durch deren Übernahme die Menschen ihre Fähigkeit zur interessierten Anteilnahme an Personen und Geschehnissen verlieren; und im Maße dieses Verlustes [...] verwandeln sich die Subjekte in rein passive Beobachter, denen nicht nur ihre soziale und physische Umwelt, sondern auch ihr Innenleben wie ein Ensemble von dinglichen Entitäten erscheinen muß. (Ebd.: 63)

In Bezug auf eine andere Person bedeutet Verdinglichung also, dass die „vorgängige

Anerkennung“ nicht vorliegt bzw. „vergessen“ wird und somit das Gegenüber nicht als Person erkannt wird (ebd.: 78).

An dieser Stelle ist es naheliegend, die Situation der KolporteurInnen in diesem Kontext zu betrachten. Beobachtet man das Geschehen auf den Straßen Wiens, so fällt auf, dass sowohl BettlerInnen als auch KolporteurInnen von den meisten Menschen ignoriert werden. Beabsichtigt oder aufgrund einer „habituell erstarrten Perspektive“ werden sie durch Passanten nicht als Personen (an-)erkannt, sondern als Objekte, die ganz selbstverständlich zum Erscheinungsbild jeder großen Stadt gehören. Indem die oben genannte „Involviertheit in eine gemeinsame Empfindungswelt“ durch das Ignorieren nicht möglich ist, können die „an mich ergehende Forderungen, in einer entsprechenden Weise zu reagieren“, gar nicht wahrgenommen werden. Im Sinne von Lukács‘ „Verdinglichung“ findet seitens der PassantInnen also häufig in Bezug auf die KolporteurInnen keine „interessierte Anteilnahme an Personen und Geschehnissen“ statt, während diese versuchen, (Verkaufs-)Dialoge mit ihrer sozialen Umwelt herzustellen.

Verdinglichung kann aber auch in Bezug auf das Selbst stattfinden, und zwar dann, wenn anstatt einer anerkennenden Selbstbeziehung, bei der die eigenen Wünsche als „artikulationswert“ gelten, eine verdinglichte Selbstbeziehung vorliegt, bei der die eigenen Empfindungen als „dingliche Objekte“ erfahren werden, „die passiv beobachtet oder aktiv erzeugt werden können“ (ebd.: 93).

Honneth distanziert sich in einigen Punkten von Lukács‘ Theorie und versucht darauf aufbauend die möglichen Ursachen einer Verdinglichung selber zu charakterisieren. Dabei unterscheidet er zwei Arten der Verdinglichung: Entweder gerät die vorgängige Anerkennung dadurch aus dem Blick, weil man an einer „sozialen Praxis [partizipiert], in der die bloße Beobachtung des Anderen so sehr zu einem Selbstzweck geworden ist“, oder es wird die vorgängige Anerkennung im Nachhinein geleugnet, weil man einem bestimmten Überzeugungssystem oder einer Ideologie folgt (ebd.: 99 f.). Im zweiten Fall wird durch eine Ideologie mit „eindeutig verdinglichten Typisierungen anderer Personengruppen“ (wie etwa im Fall von Frauen oder Juden/Jüdinnen) eine zuvor selbstverständlich und automatisch erbrachte vorgängige Anerkennung wieder zurückgenommen (ebd.: 102).

Honneth erachtet es als sinnvoll, von einem Zusammenspiel der beiden Typen auszugehen, da ansonsten kaum erklärbar wäre, wie eine Ideologie oder Überzeugung imstande wäre, ein „vorgängig vertrautes Faktum“, sprich die vorgängige Anerkennung, im Nachhinein außer Kraft zu setzen. Seine Erklärung dieses Phänomens lautet folgendermaßen:

Die soziale Praxis eines bloß distanzierten Beobachtens und instrumentellen Erfassens anderer Personen wird in dem Maße verstetigt, in dem sie durch verdinglichende Typisierungen kognitiv Unterstützung findet, wie umgekehrt jene typisierenden Beschreibungen dadurch motivationalen Nährstoff erhalten, daß sie den passenden Interpretationsrahmen für die vereinseitige Praxis liefern. Auf diese Weise bildet sich ein Verhaltenssystem heraus, das es erlaubt, die Mitglieder wie ‚Dinge‘ zu behandeln, weil ihre vorgängige Anerkennung nachträglich wieder geleugnet wird. (Ebd.: 103)

So wie die Klassifikationen bei Neckel und Sutterlüty (siehe Kap. 3.1.) führen auch die „eindeutig verdinglichten Typisierungen anderer Personengruppen“ dazu, dass soziale Gruppen homogenisiert und essenzialisiert werden und ihnen dementsprechend Anerkennung gezollt oder vorenthalten wird.

Im Gegensatz zu Lukács nennt Honneth in Bezug auf die Selbstverdinglichung, bei der die eigenen Empfindungen und Wünsche lediglich als „Objekte“ empfunden werden, spezielle Quellen bzw. sozialen Praktiken: Institutionelle Felder, die „funktional auf die Präsentation des eigenen Selbst zugeschnitten sind“ – er nennt an dieser Stelle etwa Bewerbungsgespräche oder den Dienstleistungssektor. Jene Felder, welche „die Individuen latent dazu zwingen, bestimmte Empfindungen bloß vorzutäuschen oder abschlußhaft zu fixieren“, würden die Selbstverdinglichung zunehmend fördern (ebd.: 104 f.).

Es stellt sich die Frage, ob die Tätigkeit des Zeitungsverkaufs zu jenen institutionellen Feldern gehört, in denen die VerkäuferInnen im eigenen Interesse bestimmte Empfindungen (z.B. Freundlichkeit, gute Laune, Leid etc.) bloß vortäuschen.

Honneth sieht im modernen Rechtssystem die vorgängige Anerkennung als Person gewährleistet. Dort jedoch,

wo sich Praktiken des puren Beobachtens, Registrierens oder Berechnens von Menschen gegenüber ihrem lebensweltlichen Kontext verselbständigen, ohne noch in rechtliche Beziehungen eingebettet zu sein, entsteht jene Ignoranz gegenüber der vorgängigen Anerkennung, die hier als Kern aller intersubjektiven Verdinglichung beschrieben worden ist. (Ebd.: 101)

Im Zuge der empirischen Forschung dieser Arbeit soll untersucht werden, inwiefern auf

beiden Seiten – also sowohl in Bezug auf die soziale Umwelt als auch auf sich selbst – das oben beschriebene Phänomen der Verdinglichung vorliegt und vor dem Hintergrund bestimmter Überzeugungssysteme die Menschen lediglich als Objekte wahrgenommen werden. Die im Zitat angesprochenen Fälle, wo das pure Beobachten und Berechnen von Menschen unabhängig von ihrem lebensweltlichen Kontext stattfindet, ist vor allem interessant im Zusammenhang mit der stetigen polizeilichen Beobachtung, welcher sich die VerkäuferInnen ausgesetzt sehen.

Auch in der Forschung kann Verdinglichung als Phänomen auftreten, sobald z.B. MigrantInnen unterstellt wird, naturgemäß eine Gemeinschaft bzw. Community zu sein: “Approaching migrant transnational social fields and networks as communities tends to reify and essentialize these communities” (Wimmer, Glick Schiller 2002: 324). In diesem Sinne soll in der vorliegenden Arbeit eine Essenzialisierung und Verdinglichung der befragten Stichprobe, also der KolporteurInnen, vermieden werden.

Es wird in diesem Kapitel klar, dass sich der Interpretationsrahmen, anhand welchem entschieden wird, ob und als was jemand anerkannt wird, an der ideologischen Überzeugung orientiert. Gleichzeitig kann Anerkennung per se eine Ideologie darstellen, und zwar eine, die eng verknüpft mit gesellschaftlicher Herrschaft als problematisch bezeichnet werden kann.

4.5. ANERKENNUNG ALS IDEOLOGIE DER GESELLSCHAFTLICHEN HERRSCHAFT

Honneth (2010: 103) ist der teils widersprüchliche Charakter der Anerkennung nicht unbekannt, wenn er neben dem emanzipatorischen Potenzial auch das Problem der Unterwerfung durch freiwillige Übernahme gesellschaftlicher Pflichten oder Rollen anspricht. Er betont,

dass wir heute in einer affirmativen Kultur leben, in der die öffentlich bekundete Anerkennung häufig bloß rhetorische Züge trägt und nur einen Surrogatcharakter besitzt: Für bestimmte Eigenschaften oder Fähigkeiten offiziell belobigt zu werden scheint ein Instrument der symbolischen Politik geworden zu sein, dessen untergründige Funktion es ist, Individuen oder soziale Gruppen durch Suggestion eines positiven Selbstbildes in die herrschende Gesellschaftsordnung einzubinden. (Ebd.)

Bedorf (o.J.: 10) betrachtet Theorien zur interkulturellen Anerkennung von der Position der postcolonial studies. Dabei greift er Honneths Begriff der „Pathologie des Sozialen“ auf und kritisiert, dass „identitäre Fixierungen“, welche häufig Bestandteil der Anerkennungstheorien sind, den *Prozess* der Anerkennung stoppen und zu einem Resultat kommen wollen. In der interkulturellen Anerkennung gebe es aber keine Resultate.

Daß sich kulturelle Kollektive als dieses oder jenes anerkennen lassen wollen, ist [...] kein Ausdruck einer Identität, die es zu wahren und deren Werte es zu verteidigen gilt, sondern die Formulierung eines temporären politischen Ziels, das man sich zu verwirklichen anschickt. (Ebd.)

Auch Moon (2005: 180) macht deutlich, dass den Anerkennungsverhältnissen ein Herrschaftscharakter innewohnen muss, wenn man davon ausgehen will, dass ein Kampf um die Erweiterung dieser Anerkennungsverhältnisse stattfinden soll. Würde dies nicht so sein, so könnte man diesen Kampf im Sinne der Freiheit und gegen Unterdrückung weder normativ rechtfertigen noch seinen Ursprung klären.

In Anlehnung an Foucault stellt Moon fest, dass „durch Verschränkung von Wissen, Macht und Subjektivität eine gesellschaftliche Ordnung hergestellt wird, die unsere Existenzweise bestimmt“ (ebd.: 202). Er bezeichnet diese Ordnung als „wahrheitsspielerisch strukturierte Anerkennungsordnung“, da sie

einerseits [...] eine gesellschaftliche Ordnung ist, die verbindlich bestimmt, wer als normales Mitglied in der bestehenden Gesellschaft anerkannt werden soll, und, andererseits diese gesellschaftliche Anerkennung wie ein Wahrheitsspiel über die individuelle Existenzweise vollzogen wird. (Ebd.)

Bei diesem Wahrheitsspiel wird von der Gesellschaft dualistisch zwischen wahr und falsch unterschieden und das „Wahre“ mit Autorität ausgestattet, während das „Falsche“ von Wissensbereichen ausgeschlossen wird, sei es ökonomisch, kulturell oder politisch. Diese Ordnung entscheidet, „was Wissensgegenstände sind, wer das bevorzugte Recht auf den Zugang zu Gegenständen hat und wie man zwischen wahren und falschen Aussagen über Gegenstände unterscheiden muss“ (ebd.). Das Wissen, zum Beispiel in Form der Humanwissenschaften, liefert dazu seinen Beitrag, indem es Kriterien für eine „wahre“ menschliche Existenzweise festlegt. Die Macht schafft die nötigen Hierarchien innerhalb der Gesellschaft, in der die Einen die Anderen kategorisieren, sanktionieren und disziplinieren können. Die Subjektivität schließlich ist

mit der Unterwerfung unter allgemeine Gesetze identisch [...], weil nur unter dieser Form der Subjektivität die Macht das humanwissenschaftliche Kriterium für die wahre Form der menschlichen Existenzweise als allgemeines Gesetz durchsetzen kann, nach dem das Individuum auf sich selbst reflektieren soll. (Ebd.: 203)

In dieser gesellschaftlichen Anerkennungsordnung wird gemäß dem Wertesystem also eingeteilt in „wertvolle“ und „nicht-wertvolle“ bzw. „anererkennungswürdige“ und „anererkennungsunwürdige“ Eigenschaften oder Lebensweisen von Individuen und in Folge dessen in „richtige“ und „falsche“ Anerkennungshandlungen. Zwar ist dieses duale Denken historisch variabel, jedoch hat es in der gesellschaftlichen Anerkennungsordnung Allgemeingültigkeit, da ansonsten eine Einteilung in „anererkennungswürdig“ und „anererkennungsunwürdig“ nicht möglich wäre (ebd.: 204 ff.). Moon beschreibt dies folgendermaßen:

Nach dieser Annahme ist die gesellschaftliche Anerkennungsordnung repressiv, [...] weil sie das menschliche Selbst, das immer vor verschiedenen Möglichkeiten der Existenzweise steht, unter dem Namen der Wahrheit oder der wertvollen Eigenschaften so an eine bestimmte Form der menschlichen Existenzweise fesselt, dass sie andere Lebensmöglichkeiten ausschließt. (Ebd.: 205)

Den Herrschaftscharakter sieht Moon außerdem an jener Stelle, wo sich das Individuum mit seinen Eigenschaften und seiner Existenzweise unterwerfen muss, um sich unter „Missachtungsängsten“ jenen Kriterien anzupassen, die als anererkennungswürdig gelten. Das Individuum unterwirft sich, um der gesellschaftlichen Norm zu entsprechen und dafür anerkannt zu werden. Durch die Anerkennung seitens der Gesellschaft kann es wiederum zu einer positiven Selbstbeziehung im Sinne Honneths gelangen. Die entgegengebrachte Anerkennung und Solidarität können Sicherheit und ein positives Selbstgefühl sicherstellen und wirken einer möglichen Vereinsamung und den einhergehenden Ängsten einer sozialen Unsicherheit entgegen (ebd.: 206). Die gesellschaftliche Anerkennungsordnung ist also auch insofern repressiv, „weil sie zum Verzicht auf individuelle Souveränität bei der Selbstbildung zwingt“ (ebd.). Wer auf selbstbestimmte Art und Weise sein Leben gestaltet, ungeachtet der gesellschaftlichen Anerkennungsordnung, geht somit das Risiko ein, gesellschaftliche Missachtung zu erfahren. „Deswegen führt das individuelle Streben nach Anerkennung unvermeidlich zum Verzicht auf individuelle Souveränität.“ (Ebd.)

Festgehalten werden muss an dieser Stelle, dass die angesprochenen „verschiedenen Möglichkeiten der Existenzweise“, vor denen ein Individuum steht, stark abhängig sind von dessen ökonomischer Situation. Für KolporteurInnen, welche aus dem Ausland nach Österreich gekommen sind und denen der Zutritt zum regulären Arbeitsmarkt verwehrt bleibt, sind die Möglichkeiten vergleichsweise mager. Dass die Gesetzgebung, die dafür verantwortlich ist, im Endeffekt aber das Ergebnis genau jenes Wahrheitsspiels ist, darf nicht außer Acht gelassen werden. Dadurch erscheint es eben als Spiel, oder besser als Kampf, der dafür sorgt, dass für bestimmte Mitglieder einer Gesellschaft als Option nicht eine Vielzahl an Möglichkeiten, sondern nur ausgewählte und „wahre“ Lebensweisen übrigbleiben.

Als wesentliches Anerkennungskriterium kann mit Sicherheit die jeweilige Erwerbstätigkeit einer Person genannt werden. Was als guter, vernünftiger Job gilt und was nicht, ist Teil des gesellschaftlichen Wahrheitsspiels.

4.6. ANERKENNUNG UND ARBEIT

Honneth (2000: 104) stellt fest, „daß sich die soziale Wertschätzung einer Person weitgehend daran bemißt, welchen Beitrag sie in Form einer formal organisierten Arbeit für die Gesellschaft erbringt“. Welcher Arbeit man nachgeht entscheidet also maßgeblich mit, wie hoch das gesellschaftliche Ansehen ist.

Voswinkel (2002: 65 f.) spricht davon, dass die Anerkennung, die im Protestantismus in der bürgerlichen Gesellschaft der Arbeit zugeschrieben wird, sich nicht auf die Arbeit per se bezieht, sondern auf den Erfolg im Beruf, auf den Reichtum oder die Position. In diesem Sinne „war und ist [es] Gegenstand sozialer Aushandlungen und Definition, welche Art der Arbeit als anerkennungswürdig, welche Leistung in welchem Maße anerkannt wird“ (ebd.: 66). Er bezieht sich auf Krappmann (2010: 70-83), der von einer „balancierenden Identität“ spricht und damit die Balance zwischen Akzeptierung von Erwartungen seitens der Gesellschaft und gleichzeitiger „Abstoßung im Hinblick auf die Individualität des Subjekts“ meint. Durch diese Begrenzungsseite einerseits und die Ermöglichungsseite andererseits wird wieder der Doppelcharakter der Anerkennung deutlich. „Anerkennung als Voraussetzung der Identitätsbildung begrenzt diese, indem sie an die Erfüllung sozialer

Erwartungen gebunden bleibt. Und sie ermöglicht diese, weil Identität ohne Anerkennung nicht zu denken ist.“ (Voswinkel 2002.: 68). Unter diesem Gesichtspunkt ist auch das Thema Arbeit und Anerkennung zu betrachten.

4.6.1. Arbeit zwischen Bewunderung und Würdigung

Voswinkel spricht zwei Formen der Anerkennung an, welche sich im Feld der Arbeit widerspiegeln: Die erste Form der Anerkennung ist eine Art der Anerkennung, die einen verbindenden Charakter besitzt, da sie innerhalb einer Gemeinschaft stattfindet, die sich auf dieselben moralischen Werte bezieht und somit auf Zugehörigkeit beruht. Wertgeschätzt wird hier der Beitrag, den das Subjekt für die Gemeinschaft leistet. Sie besitzt außerdem einen „starken Gemeinschaftsbezug und bekräftigt die verbindenden Elemente von Leistung“. Diese Anerkennung mit „sozial-moralischem Gehalt“ nennt er *Würdigung* (Voswinkel 2002: 69 f.).

Zweitens spricht er von einer Anerkennung, die nicht auf Zugehörigkeit, sondern auf Differenz beruht. Es ist die „Anerkennung für Besonderheit, große Leistungen, beeindruckenden Erfolg, Überlegenheit, Originalität“. Anstatt eines verbindenden handelt es sich hierbei um einen kompetitiven Charakter der Anerkennung, der in weiterer Folge mit Prestige, Ranghöhe, oder Markterfolg einhergeht. Diese „vertikale Form der Anerkennung“ bezeichnet er als *Bewunderung* (ebd.: 70).

Während die Bewunderung, also die differenzierende Dimension der Anerkennung, eher auf Macht baut, bezieht sich die Würdigung auf die Moral und stellt somit ein „alternatives Prestige“ dar, indem sie vor allem Anerkennung für „Akteure mit wenig Macht, Erfolg und Prestige“ vermitteln kann. Dies birgt allerdings die Gefahr, dass die

Würdigung [...] möglicherweise mit Anerkennung zugleich Missachtung zum Ausdruck [bringt]. Wird sie rechtlich und rituell befestigt, um der Fluidität moralischer Fundierung entgegenzuwirken und um den Subjekten zu ersparen, um sie bitten zu müssen, so verliert sie ihren emotional-moralischen Gehalt und kann zur Form ohne Inhalt werden. (Ebd.: 70)

Wie bereits in Kap. 4.2. bei Taylor angesprochen, verliert auch hier die Anerkennung ihren Wert, sobald sie eingefordert werden muss bzw. aus schlechtem Gewissen gezollt wird.

Nichtsdestotrotz muss auch Würdigung mit Macht erkämpft werden, denn für welche Leistungen und Beiträge zur Gemeinschaft man „Würdigung“ verdient, ist letztendlich auch sozial verhandelbar (ebd.: 70 f.).

Bezieht man die zwei Formen der Anerkennung auf den Bereich der Arbeit, so wird jener Arbeit *Bewunderung* zuteil, die „hohes Prestige verleiht, als besondere Leistung gewertet wird und sich in ökonomischem und beruflichem Erfolg ausdrückt“ (ebd.: 71). Die andere Form der Anerkennung, die *Würdigung*, kommt bei Berufen zum Tragen, die „als einfach, hart, schmutzig gelten oder unsichtbar sind, insbesondere solche, die nicht als Erwerbstätigkeit gelten“, da mit ihnen Bemühungen, Anstrengungen, vielleicht sogar Opfer einhergehen (ebd.: 72).

Laut dieser Einteilung müsste der Beruf der/des StraßenzeitungsverkäuferIn in den Bereich der Würdigung fallen, da er sich weder durch großen ökonomischen Erfolg auszeichnet noch die Merkmale einer „typischen“ Erwerbstätigkeit aufweist. Andererseits jedoch muss auch die Frage gestellt werden, ob nicht das Verkaufen von Zeitungen auf der Straße gerade *wegen* der Anstrengungen und Opfer als „besondere Leistung“ bewertet werden sollte.

Es wird an dieser Stelle deutlich, dass nicht nur verhandelbar ist, *wer* Anerkennung zollen darf, sondern auch *welche* Arbeit Anerkennung verdient und darüber hinaus *welche Art von Anerkennung* die Arbeit verdient.

4.6.2. Armut und Anerkennung

Da der Beschäftigung des Straßenzeitungsverkaufs fast ausschließlich von Personen nachgegangen wird, welche sich sozio-ökonomisch in eher unterprivilegierten Positionen befinden, sollte an dieser Stelle nicht vergessen werden, kurz auf das Verhältnis zwischen Armut und Anerkennung einzugehen.

In seinem Buch „Desintegration“ kritisiert Honneth, dass durch den Mangel einer Soziologie der Armut im deutschsprachigen Raum die „Phänomene einer materiellen Armut“ durch die Existenz des modernen Wohlfahrtsstaates ausgeblendet wurden (Honneth 1994b: 100). Durch die Wirtschaftskrise und zunehmende Migrationsströme stiegen auch

die Berichte, die sich mit dem Thema der Armut befassen. Dabei stellt sich allerdings folgende Frage: Was ist unter Armut zu verstehen und wo liegen ihre Grenzen? Was als „arm“ bezeichnet wird, ist zeit- und kontextabhängig und somit relativ (ebd.: 101). Daher misst sich das Existenzminimum einer Person „an der unteren Grenze dessen [...], was innerhalb einer Gesellschaft zum durchschnittlichen Lebensbedarf gehört“ (ebd.: 102). Dabei müssen laut Honneth neben ökonomischen Ressourcen auch die nicht-materiellen in den Blick genommen werden, wie zum Beispiel Bildung oder Interaktionsmöglichkeiten. Denn ökonomische Mittel könnten zum Aufbau einer „Fassade des Wohlstandes“ führen, hinter der sich „ein Ort des sozialen Elends“ verbirgt, etwa in Hinblick auf die Wohn- oder Ernährungssituation (ebd.: 103). Folglich ist unter Armut dann jener Umstand zu verstehen, bei dem sich eine „Reihe von Unterversorgungen mit solchen Gütern soweit addiert haben“, dass die „Voraussetzung für ein durchschnittliches Leben auf einem gegebenen Entwicklungsniveau“ nicht möglich ist (ebd.). Gleichzeitig räumt Honneth ein, dass jeglicher Versuch einer Definition von relativer Armut an gewissen Stellen nicht auf normative Kriterien verzichten kann. Mit der Armut gehen laut Honneth folgende zwei Problembereiche einher: Einerseits werden scheinbar selbstverständliche Tätigkeiten wie Heizen, Ernährung und Bezahlen der Miete zu existenziellen Herausforderungen, denen ein Großteil der Aufmerksamkeit zukommt. Andererseits verändert sich die Rolle innerhalb der Gesellschaft: Es entsteht ein „psychische[r] Druck, mit den sozialen Erniedrigungen und Demütigungen umgehen zu lernen, die in unseren Breiten kulturell an die Situation der ökonomischen Hilfsbedürftigkeit geknüpft sind“ (ebd.: 108). Die Gesellschaft darf von dem/der Armen keine soziale Leistung (mehr) erwarten, welche(r) somit aus dem „Netz der wechselseitigen Anerkennung“ zwischen den übrigen Mitgliedern der Gesellschaft hinausfällt. Mit diesem Anerkennungsverlust geht für die/den Betroffenen ein Gefühl der Scham und Erniedrigung einher. Honneth bezieht sich dabei auf Simmel (1908: 347), welcher in seinem Aufsatz *Der Arme* von einer „Gedrücktheit“, einer „Beschämung“ und einer „Deklassierung durch das Almosen“ spricht.

Für StraßenzeitungsverkäuferInnen ist es vermutlich aufgrund ihrer Erwerbstätigkeit im öffentlichen Raum schwer, eine Fassade aufzubauen, um ihre finanzielle Situation zu vertuschen. Ob und in welchem Ausmaß sich die befragten VerkäuferInnen jedoch mit diesem Gefühl der Scham konfrontiert sehen, wird sich herausstellen.

In diesem Zusammenhang nennt Honneth eine Studie von Tobias und Boettner (1992), welche eine Reihe von Verhaltensänderungen aufzeigten, die mit der Armut einhergehen: So sind häufig alte, erlernte Fähigkeiten und Kompetenzen in der neuen Lebenssituation nicht mehr gefragt, während „neue Fertigkeiten von alltagspraktischer Relevanz“ dringend erforderlich sind, sei es der Umgang mit Ämtern, das Haushalten über das Budget, der Eintritt in den informellen Arbeitssektor etc. (Honneth 1994b: 109) Interessant ist dabei folgender Zusammenhang:

Erst in dem Maße, in dem die verarmte Person gewillt ist, die sozialen Normen ihres Herkunftsmilieus preiszugeben und sich damit die eigene Armut einzugestehen, öffnet sich ihr überhaupt die Möglichkeit, ungehindert von allen Strategien der Armutsbewältigung Gebrauch zu machen. Die Fähigkeit, mit den neu entstandenen Existenzproblemen umzugehen, wächst daher mit der Bereitschaft, normative Verhaltenserwartungen zu verletzen, die in der moralischen Kultur der sozialen Umwelt eine selbstverständliche Geltung besitzt. (Ebd.)

Nun gibt es tendenziell zwei Gruppen von Menschen: Diejenigen, die die „Fassade“ aufrechtzuerhalten versuchen und den sozialen Normen versuchen gerecht zu werden, um sich die eventuelle Rückkehr in ein „normales Leben“ nicht zu verbauen. Der Preis, den sie bezahlen, ist jener einer „erheblichen Einschränkung der praktischen Möglichkeit, mit denen die alltäglichen Existenzrisiken der Armut zu bewältigen sind“ (ebd.: 110). Die zweite Gruppe sind diejenigen, die nicht (mehr) den Anspruch haben, den normativen Erwartungen der Gesellschaft zu entsprechen, um sich somit „das ganze Spektrum an Strategien der Armutsbewältigung offenzuhalten“ (ebd.).

Die Entscheidung, StraßenzeitungsverkäuferIn zu werden, kann schon als erster Schritt gesehen werden, sich die eigene Armut einzugestehen und somit eine mögliche „Strategie zur Armutsbewältigung“ zu wählen. Gleichzeitig muss auch darauf hingewiesen werden, dass die Aussicht auf einen Job als KolporteurIn in Wien für manche Personen eine Chance auf regelmäßiges Einkommen und somit einen Aufstieg bedeuten kann. Damit wird erneut die Relativität des Armutsbegriffes deutlich: Was in dem einen Umfeld bzw. Land als arm gilt, kann in einem anderen ganz anders wahrgenommen werden. Nicht zuletzt aufgrund dieses Einkommensgefälles zwischen Staaten und sozialen Schichten können Kolportageprojekte überhaupt erst existieren.

5. DER VERKAUF VON STRASSENZEITUNGEN

Straßenzeitungen leisten durch ihre Inhalte einen Beitrag zu einer vielfältigen und demokratischen Gesellschaft. Außerdem „sind [sie] vor allem auch NPO's² [...], die auf eine unkonventionelle Art und Weise ihre Zielsetzung, nämlich Selbstbewusstsein wie auch materielle Lage sozial Schwacher zu stärken, verfolgen“ (Bono 1999: 8). Der Zeitungsverkauf ist vor allem für Langzeitarbeitslose, Obdachlose und/oder AsylwerberInnen gedacht. Neben der Möglichkeit eines halbwegs geregelten Tagesablaufes kann der Verkauf von Straßenzeitungen auch wesentlich dazu beitragen, die VerkäuferInnen und oftmals auch ihre Familien vor den ärgsten finanziellen Nöten zu retten.

Trotz der vielen unterschiedlichen Arten von Straßenzeitungen in Österreich und weltweit³, haben sie laut Bono (ebd.: 13 ff.) folgendes gemeinsam: Die Zeitungen werden von ausgewiesenen VerkäuferInnen auf der Straße verkauft, wobei der Anteil, welcher an den/die VerkäuferIn geht, auf dem Titelblatt transparent gemacht wird. Außerdem zeichnen sich Straßenzeitungen durch die redaktionelle Beteiligung von Laien aus, wodurch auch marginalisierten Personen die Möglichkeit geboten wird, sich zu artikulieren. Letztendlich haben Straßenzeitungen gemeinsam, dass sie sich inhaltlich an sozialen und gesellschaftspolitischen Themen orientieren, wobei ein „Kompromiss zwischen den Erwartungen des Marktes und den eigenen sozialen Zielen“ (ebd.: 16) angestrebt wird. Zeitungen, die sich ausschließlich als „Sprachrohr der Betroffenen“ verstehen, gibt es laut Bono in Europa kaum (ebd.: 17).

² Non-Profit-Organisation

³ Für einen Überblick über die Vielfalt an weltweit existierenden Straßenzeitung siehe <http://www.street-papers.org/our-street-papers/viewbycontinent/4>.

5.1. GESETZLICHE RAHMENBEDINGUNGEN

5.1.1. Zugang zum Arbeitsmarkt

Um in Österreich legal eine Arbeit aufnehmen zu können, bedarf es a) einer Aufenthaltsgenehmigung und b) einer Arbeitsbewilligung. Generell kommt es darauf an, aus welchem Land die betroffene Person stammt. Personen aus EWR-Staaten ist in Österreich die Aufnahme einer unselbständigen Erwerbstätigkeit gestattet, mit Ausnahme von Personen aus Rumänien und Bulgarien, für die noch die Arbeitsmarktzugangsbeschränkungen bis 31.12.2013 gelten. Die „Rot-Weiß-Rot“-Karte und die „Blaue Karte EU“ werden an besonders qualifizierte Fachkräfte aus dem Ausland vergeben, wobei in diesen Fällen Aufenthaltstitel und Arbeitserlaubnis automatisch einhergehen. (AMS, Aufenthalt, Niederlassung und Arbeitspapiere)

Für AusländerInnen, die sich nur für eine bestimmte Dauer in Österreich aufhalten möchten, wird die Aufenthaltsdauer auf maximal ein Jahr ausgestellt, wobei diese unter bestimmten Umständen verlängert werden kann. Die Arbeitsbewilligung ist nur dann inkludiert, wenn die Tätigkeit nicht dem Ausländerbeschäftigungsgesetz (AuslBG) unterliegt.

Nach § 4 (1) Z1 AuslBG haben Asylsuchende während der Dauer des Zulassungsverfahrens und drei Monate danach keinen Zugang zum österreichischen Arbeitsmarkt. Danach ist es theoretisch möglich, einer unselbständigen Beschäftigung nachzugehen, wobei die Möglichkeiten in der Praxis äußerst eingeschränkt sind, da selbige dem Ausländerbeschäftigungsgesetz und somit dem „Ersatzkraftverfahren“ unterliegt. Dies bedeutet, dass der „Zugang von ‚Ausländern‘ zum Arbeitsmarkt davon abhängig [ist], ob ‚ein Inländer‘ oder ‚ein am Arbeitsmarkt verfügbarer Ausländer zur Verfügung steht, der bereit und fähig ist, die beantragte Beschäftigung zu den gesetzlich zulässigen Bedingungen auszuüben‘ (Ammer 2013: 1 f.). Zu den zu bevorzugenden „verfügbaren Ausländern“ zählen „jene mit Anspruch auf Leistungen aus der Arbeitslosenversicherung, EWR-Bürger, Schweizer und türkische Assoziationsarbeitnehmer, Ausländer mit unbeschränktem Arbeitsmarktzugang und Inhaber eines Befreiungsscheines oder einer Arbeitserlaubnis“ (§4b AuslBG, Ammer 2013: 1 f.).

Da Asylsuchende keiner dieser Gruppen angehören, stellt diese Regelung eine große Hürde dar. Ein Erlass des Bundesministeriums für Wirtschaft und Arbeit (BMWA) vom 1.5.2004 besagt außerdem, dass „Asylsuchende nur befristete Beschäftigungsbewilligungen im Rahmen der Saisonkontingente“ erhalten können (§ 5 des AuslBG, Ammer 2013: 1 f.) Das heißt, dass Saisonarbeit (max. sechs Monate und verlängerbar) bzw. Erntearbeit (max. sechs Monate und nicht verlängerbar) nur im Rahmen gesetzlich festgelegter Kontingente möglich sind (ebd.: 2). Neben der Ernte- und Saisonarbeit bleibt Asylsuchenden noch die „neue Selbstständigkeit“, welche z.B. Prostitution oder Zeitungszustellung oder – kolportage umfasst.

Wird man als Drittstaatsangehörige(r) bei einer illegalen Beschäftigung aufgegriffen, muss man „mit der sofortigen Ausweisung und mit einem Aufenthaltsverbot bis zu zehn Jahren rechnen“ (AMS, Aufenthalt, Niederlassung und Arbeitspapiere).

Die Plattform *machen wir uns STARK* hat in einem Infoblatt die psychologischen Folgen des verordneten Nichtstuns zusammengefasst. Neben einer durch Langzeitarbeitslosigkeit verursachte Dequalifizierung, welche die Integration in den Arbeitsmarkt erst recht erschwert, wird eine Reihe von psychologischen Auswirkungen angeführt: Die Betroffenen fühlen sich nicht akzeptiert und in ihrer Wertigkeit zurückgestuft, sie können ihre Lebensideale (z.B. Familienplanung) nicht verwirklichen, fühlen sich durch das ewige Warten gelangweilt und depressiv. Durch eine Perspektiven- und Hoffnungslosigkeit, Angst und Selbstunsicherheit ist die psychische Gesundheit der Betroffenen stark gefährdet. (machen wir uns STARK, Psychologische Perspektiven auf das weitgehende Arbeitsverbot von Asylwerbenden)

5.1.2. Verbot für gewerbsmäßiges Betteln

Da der Zeitungsverkauf nur *eine* Strategie der Armutsbekämpfung ist, wird dabei oft auch um eine Geldspende gebeten. Es wäre also problematisch, KolporteurInnen und BettlerInnen als klar definierte Gruppen voneinander abzugrenzen. Aus diesem Grund sind auch VerkäuferInnen immer wieder mit dem bereits erwähnten „Verbot für gewerbsmäßiges Betteln“, welches in Wien 2010 verabschiedet wurde, konfrontiert. Damit soll gegen Ausbeutung und Menschenhandel durch die sogenannte „Bettelmafia“

vorgegangen werden. „In letzter Zeit treten verstärkt Personen auf, die Wien offensichtlich organisiert und ausschließlich deshalb aufsuchen um zu betteln und sich auf diese Weise eine fortlaufende Einnahmequelle zu verschaffen.“ Diese Aussage stammt aus dem Gesetzesantrag und bezieht sich offensichtlich auf nicht-österreichische BettlerInnen (Bettellobby Wien, Bettelverbot). Die politischen, aber auch medialen Debatten rund um das Bettelverbot sind geprägt von rassistischen und vor allem antiziganistischen Argumenten. Bei Verstoß gegen das Gesetz, wird der/die BettlerIn nicht nur „weggewiesen“, sondern muss unter Umständen mit einer Strafe in der Höhe von bis zu 700 Euro rechnen (ebd).

Im Sinne von Sutterlüty und Neckel (2006: 801) wäre das ein typisches Beispiel, „in which political strategies and the media practice of scandalizing victims join in a dubious alliance“.

Problematisch an diesem Gesetz sind mehrere Punkte: KritikerInnen werfen dem Gesetz vor, es würde neben dem Grundrecht auf Achtung des Privatlebens auch das Grundrecht auf Eigentum und Erwerbsfreiheit verletzen (Bettellobby Wien, Bettelverbot.). Darüber hinaus stellt sich die Frage, ob es aus menschlicher Sicht legitim ist, von Armut betroffene Menschen strukturell aus dem öffentlichen Raum zu verdrängen. Letztendlich obliegt die Entscheidung, was als „gewerbsmäßiges Betteln“ zu verstehen ist, immer der Willkür der/des jeweiligen Exekutivbeamtin/Exekutivbeamten.

Hebein (2012: o.S.) ist der Meinung, dass das Verbot gegen „gewerbsmäßiges Betteln“ de facto ein generelles Bettelverbot ist:

Denn sobald jemand die Absicht hat, sich eine fortlaufende Einkommensquelle durch Betteln zu verschaffen, gilt dies als gewerbsmäßig. Ein nicht gewerbsmäßiges Betteln ist rein begrifflich nicht denkbar, weil die Bettelei ja stets erfolgt, um das (Über-)Leben des Bettelnden zu sichern. (Ebd.)

Ob nun ein(e) KolporteurIn „nur“ Zeitungen verkauft oder „schon“ bettelt und somit eine Straftat begeht, liegt, wie bereits erwähnt, im Ermessen der jeweiligen BeamtInnen, die ihn/sie beobachten und das Beobachtete interpretieren.

5. 2. DER VERKAUF VON STRASSENZEITUNGEN IN WIEN

In Wien gibt es drei verschiedene große Straßenzeitungen. Neben österreichischen Obdachlosen werden diese hauptsächlich von afrikanischen AsylwerberInnen und Flüchtlingen und von Angehörigen der europäischen Sinti und Roma Minderheit verkauft. Je nach Zeitung variiert die Zusammensetzung der VerkäuferInnen. Jede(r) autorisierte VerkäuferIn trägt einen personalisierten Ausweis bei sich, welcher nicht nur zur besseren Kontrolle dient, sondern auch zeigen soll, dass er/sie in der Kolportage unterwiesen wurde.

Der 1995 gegründete *Augustin* erscheint 14-tägig und wird von ca. 450 aktiven VerkäuferInnen vertrieben. Zwischen 27 000 und 30 000 Exemplare werden pro Ausgabe verkauft. Ziel ist dabei nicht, die VerkäuferInnen „jobready“ zu machen, „sondern ihren Ausbruch aus der Entmündigung zu fördern“ (Augustin, Die Idee). Neben der Zeitungskolportage gibt es rund um den *Augustin* zahlreiche weitere Aktivitäten und Projekte, teilweise über Radio und TV, welche Marginalisierten die Möglichkeit der Mitgestaltung bieten. Die Zeitung finanziert sich zu 100 Prozent selbst, was auch ihre Unabhängig garantiert (ebd.).

Die im Jahr 2000 zum ersten Mal erschienene Zeitung *The Global Player* (damals noch unter dem Namen *Bunte Zeitung*) fand ihren Ursprung im Fall des Markus Omofuma, welcher von Polizisten getötet wurde und die Täter aufgrund fadenscheiniger Gründe freigesprochen wurden. Seither versteht sich die Zeitung als Vertreterin der demokratischen Grundprinzipien Gleichheit, Gerechtigkeit und Würde aller Menschen (The Global Player, Über uns). Sie erscheint alle acht Wochen mit einer Auflage von 20.000 Stück und wird – ähnlich wie die anderen Straßenzeitungen auch – bevorzugt in der Nähe akademischer Einrichtungen, Fußgängerzonen, Supermärkten, Bahnhofs- und U-Bahnbereichen angeboten (The Global Player, Kolportage).

Die Menschenrechtsorganisation *SOS Mitmensch* startete Anfang 2010 ihr Kolportage-Projekt und vertreibt seither die Zeitung *MO*. Die KolporteurInnen verdienen pro verkaufter Ausgabe einen Euro und werden in Coachings und Trainings auf das Verkaufen vorbereitet (SOS Mitmensch, Das Kolportageprojekt). Darüber hinaus sammelt die Organisation alte und nicht mehr gebrauchte Fahrräder, welche den VerkäuferInnen zur

Verfügung gestellt werden, um sie dabei zu unterstützen, ihre Mobilität zu erhöhen (SOS Mitmensch, Fahrräder).

In Österreich sind im Laufe der Zeit durch zunehmende Globalisierungs- und Migrationsprozesse, vor allem auch durch die Ost-Erweiterung, zunehmend nicht-österreichische VerkäuferInnen in Erscheinung getreten. Robert Sommer vom Augustin beschreibt die unterschiedlichen Generationen der Augustin-VerkäuferInnen: Die erste Generation bestand durchwegs aus einer Gruppe obdachloser österreichischer Männer, „richtiger Originale“ mit „Schmäh“, welche es der Gesellschaft erst möglich machten, durch die Verkaufssituation Einblick in ihr Milieu zu bekommen. Ab dem Jahr 2000 kamen viele AfrikanerInnen nach Österreich. Da die Organisationen der Flüchtlingshilfe mit diesem Ansturm überfordert waren, schickten sie die Flüchtlinge zum *Augustin*. Dadurch veränderte sich die Stimmung unter den VerkäuferInnen: Es entstanden Ressentiments gegen die neuen KolporteurInnen, da diese im Schnitt sowohl physisch als auch psychisch in besserer Verfassung waren als die obdachlosen österreichischen VerkäuferInnen, wodurch sie länger und öfter verkaufen konnten. Darüber hinaus fiel auch ein Anteil an KundInnen weg, „weil sie von einer schwarzen Hand keine Zeitung nehmen wollten“ (Freitag 2011: o.S.). Andererseits fand der *Augustin* durch die neuen afrikanischen VerkäuferInnen in den StudentInnen und jungen Urbanen eine neue Klientel.

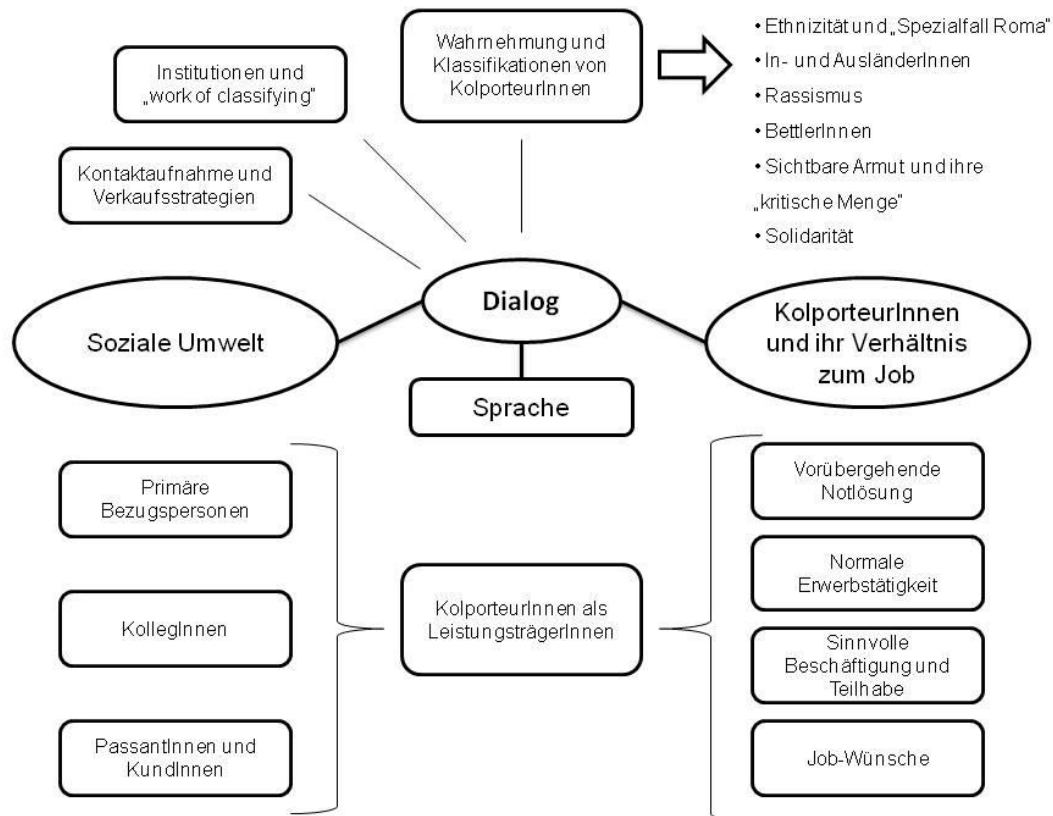
Neben der Gruppe der Obdachlosen, Langzeitarbeitslosen und Alkoholkranken mit österreichischem Pass und der Gruppe der afrikanischen Asylwerber gibt es heute die Gruppe der Armutspendler aus Osteuropa, darunter viele Roma. „Und das ist eine Verkäuferschicht, die nicht mehr wie die Schwarzen ambivalent beurteilt, sondern fast durchwegs abgelehnt wird,“ stellt Sommer fest (zit. nach Freitag 2011: o.S.). Laut Sommer ist also ein eindeutiger Trend zum Antiziganismus wahrnehmbar.

Es liegt die Vermutung nahe, dass dieses Phänomen der unterschiedlichen VerkäuferInnen-Generationen auch bei den anderen Zeitungen in ähnlicher Form vorliegt. Interessant sind dabei die Prozesse und Stimmungen, welche innerhalb der Verkäuferschaft ausgelöst werden, nämlich die Bildung von Gruppen innerhalb der sehr heterogenen Gruppe der KolporteurInnen.

6. WIENER STRASSENZEITUNGSVERKÄUFER_INNEN IM DIALOG MIT IHRER SOZIALEN UMWELT

Der Dialog, bei dem auf der einen Seite die VerkäuferInnen stehen und auf der anderen Seite deren soziale Umwelt, ist nur durch Sprache möglich. Daher hat sich die Sprache auch als zentrale Kategorie herauskristallisiert (siehe Kap. 6.4.). Bevor aber auf den Dialog eingegangen werden kann ist es erforderlich, zuerst auf der einen Seite zu analysieren, wer oder was die relevante soziale Umwelt überhaupt ist und welche sozialen Interaktionen mit und in ihr stattfinden (Kap. 6.1.). Auf der anderen Seite wird das Verhältnis der VerkäuferInnen zu ihrem Job beleuchtet. Denn die Art der sozialen Beziehungen einerseits und das Verhältnis zum eigenen Job andererseits sind ausschlaggebend dafür, wie sich der Dialog zwischen VerkäuferInnen und sozialer Umwelt gestaltet. Hauptaugenmerk liegt auf der sozialen Interaktion durch die Begegnung auf der Straße, mit all ihren Klassifikations- und Kommunikationsprozessen. Die Anerkennung spielt dabei auf unterschiedlichen Ebenen und in unterschiedlichen Ausführungen eine Rolle. So beeinflussen die Wahrnehmung und Reaktion der sozialen Umwelt, inwiefern die VerkäuferInnen sich und ihren Job selber wahrnehmen und anerkennen. Gleichzeitig beeinflusst diese Selbstwahrnehmung wiederum die Art und Weise, wie die Gesellschaft die KolporteurInnen wahrnimmt. Anerkennung bzw. Missachtung kommen also durch den Dialog zum Tragen und wirken reziprok.

Interpretationsmodell:



(Anm.: eigene Darstellung)

6.1. DIE SOZIALE UMWELT

Das folgende Kapitel gliedert die soziale Umwelt der VerkäuferInnen in drei Gruppen – jene der primären Bezugspersonen (sowohl in Österreich als auch im Herkunftsland), jene der KollegInnen und schließlich jene der PassantInnen und KundInnen.

6.1.1. Primäre Bezugspersonen

Unter „primären Bezugspersonen“ werden im folgenden Kapitel in erster Linie Familienmitglieder und enge FreundInnen verstanden.

Bezugspersonen im Herkunftsland

Einige der Befragten gaben an, keine Familie (mehr) zu haben. Mit Ausnahme von Samir, welcher der Einzige unter den Befragten ist, der zwischen Wien und seiner Herkunftstadt hin- und herpendelt, sind alle Befragten Single.

Bei jenen, die regelmäßigen Kontakt zu Familie und FreundInnen im Heimatland pflegen, zeigen sich zwei Arten, wie mit der Situation umgegangen wird, wenn es darum geht zu erklären, welchen Job man in Wien macht. Einerseits gibt es diejenigen, die versuchen es zu erklären und folgende Reaktion erhalten:

“They’re no proud. Because they know their son don’t have a job. [...] And they are really sad. They are no happy. They are not because they know their son is not working.” (Fred)

Die Eltern nehmen seine Tätigkeit offenbar nicht als Job wahr. Die Formulierung zeigt, dass auch er derselben Ansicht ist. Somit wird der Job als Zeitungsverkäufer weder von seinen Eltern noch von ihm selbst als „richtiger“ Job, auf den man stolz sein kann, anerkannt. Er geht sogar so weit, es als „not working“ zu bezeichnen, obwohl er täglich viele Stunden Zeitungen verkauft.

Andererseits gibt es jene Verkäufer, die gar nicht erst versuchen, der Familie und den FreundInnen im Herkunftsland zu erklären, welche Art von Job sie machen:

“You know, they don’t know what is happening. [...]. This is my own situation here. So, it’s not so easy. In every way. They don’t know what job I do. This is my own business. This I cannot explain this to everybody. [...] When they ask me, you know, there is no way you can explain to someone who is not with you what is going on. So, everybody thinks this is Europe... It’s not easy. [...] What they think about Europe? That Europe is very nice, you know. It’s a place for good living. But it’s a difficult situation. [...] This is my personal problem. It’s not other people problem.” (Johnson)

Offensichtlich möchte der Verkäufer seine Familie nicht belasten, er möchte sie – und sich selber? – vor der Enttäuschung bewahren, dass sich sein Leben in Europa nicht so gestaltet, wie sie es sich vorstellen. Mit der Enttäuschung, dass er als Straßenzeitungsverkäufer in Europa kein „good living“ haben kann, möchte er alleine fertig werden. Dazu schreibt Sseruwagi (2002: 212): „Es ist leider wahr, daß die Afrikaner, die nach Europa kommen,

ihren Landsleuten zuhause nicht die volle Wahrheit über die brutale Auslese erzählen, die auch vor Europäern nicht halt macht.“

Da er durch den beschränkten Zugang zum Arbeitsmarkt nicht die gleichen Rechte wie seine MitbürgerInnen besitzt, ist seine Selbstachtung in Gefahr. Diese versucht er zu schützen, indem er sich nicht auch noch die Blöße gibt, sich dem Urteil und einer möglichen Missachtung durch seine Familie auszusetzen. Gleichzeitig muss er somit aber auch auf die Anerkennung – seine momentane Lebenssituation betreffend – seitens seiner Familie und FreundInnen verzichten.

Was passieren kann, wenn man den Bezugspersonen im Herkunftsland offenbart, welche Art von Job man in Europa macht, hat UK erfahren:

“Sometimes if I have money for card I call them. When I call them I say I want to come, they need some money, I’m suffering here. I don’t have a money for myself. What... in Africa, they don’t believe me. They think that’s Austria where I am, I’m in Europe, money is there. Maybe I taking money somewhere. They don’t know that...[...] They don’t believe. Sometimes when we call they will be crying, they have this, I say ‘I... I don’t have money, too.’ They don’t understand this. If I don’t have, I should find way to come back. I say: ‘Okay, you should forget that one.’” (UK)

Ihr wird sogar unterstellt Geld zu unterschlagen, um es nicht teilen zu müssen. Für die FreundInnen in Nigeria ist es unvorstellbar, dass sie in Europa lebt und trotzdem kein Geld zur Verfügung hat, um sie zu unterstützen. Dieses Phänomen ist in der Migrationsforschung bereits bekannt. So schreibt etwa Sseruwagi (2002: 212) dazu:

Es gibt das Sprichwort ‚Nicht alles, was glänzt, ist Gold‘. Die Menschen in Afrika glauben, daß alles stimmt, was ihnen die Medien über Europa erzählen und dementsprechend verklärt ist ihr Bild dieses Kontinents. Sie kennen die bittere Realität nicht, daß Mittel auch hier knapp sind und auch Arbeitsplätze nicht ausreichend verfügbar sind.

Durch die Globalisierung der Telekommunikation werden neben „gewollten Effekten des Wertetransfers und der Konsumreize“ auch „ungewollte Migrationsanreize“ geschaffen, da durch diese mediale Vernetzung das Bild vom „besseren Leben“ in Europa bis „in die letzten Slumhütten“ gelangen und dadurch das Wohlstandsgefälle verdeutlichen kann.

Diese Bilder jedoch blenden „alle Schwierigkeiten der Migration und des Lebens in den medial konstruierten Scheinwelten und Schlaraffenländern“ aus (Nuscheler 2009: 26).

Neben der Verzweiflung und den prekären Lebensverhältnissen, die die Verkäuferin bewältigen muss, ist sie zudem auch noch mit den Unterstellungen ihrer FreundInnen konfrontiert, die ihre Ehrlichkeit und somit moralische Zurechnungsfähigkeit in Frage stellen. Ebenso wenig verstehen sie, warum sie nicht zurückkommt, wenn sie ja ohnehin kaum Geld verdiene. Aber offensichtlich hat die Verkäuferin Hoffnung auf einen sozialen Aufstieg in Österreich, da sie deutlich zu verstehen gibt, nicht zurückzukommen. Somit muss UK damit klarkommen, dass ihr nicht nur von der österreichischen Gesetzgebung die Anerkennung als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft vorenthalten wird, sondern dass auch ihre Bezugspersonen in Nigeria ihr eine gewisse moralische Zurechnungsfähigkeit absprechen.

“They shout, they say why am I doing this kind of job. I say ‘I cannot do anything...’ [...] I say I’m suffering myself. I say that is it. Because [...] the Augustin I send it to this friend... This friend is crying. I say I cannot doing this... what I, I don’t know what I can do. I say that I will no steal. I can no steal. I can no do bad things, I can no have a problem in this country. The only thing that I can do is just to sell this Augustin.” (UK)

An mehreren Stellen wird deutlich, dass sie ihren FreundInnen vermittelt, wie verzweifelt sie ist und dass sie keine andere (legale) Möglichkeit hat, als *Augustin* zu verkaufen. Doch selbst von ihren FreundInnen darf sie nicht auf Verständnis hoffen, da die Vorstellungen von „Europe“ offenbar so weit von der tatsächlichen Lebenswelt der Verkäuferin entfernt sind, dass ihr die FreundInnen eher Unehrllichkeit unterstellen als Verständnis für ihre Lage aufzubringen.

Böckelmann (1998) führte Interviews mit WestafrikanerInnen und befragte sie, welche Vorstellungen über Europa und EuropäerInnen in ihrem Land herrschen würden. Den EuropäerInnen wurden durchwegs Attribute wie „reich“, „mächtig“, „glücklich“, „erfolgreich“, „Alleskönner“, „freundlich“, „ehrlich“, „überlegen“ etc. zugeschrieben. Sogar mit „Göttern“ und „Engeln“ wurden sie verglichen, vor denen man „große Achtung“ und „Respekt“ habe (ebd.: 344 f.). Dazu meint Böckelmann:

Offenbar sind die Spuren der Sklavenjagden aus dem Gedächtnis der Westafrikaner gelöscht oder von frischeren Spuren überdeckt. Auch scheinen die Stimmen der Rückkehrer aus Europa bisher wenig Gehör zu finden. [...] Wir werden bewundert, weil man uns für potentiell unbegrenzt reich und damit potentiell unbegrenzt mächtig hält. (Ebd.: 345)

Dementsprechend absurd muss es UKs FreundInnen in Nigeria erscheinen, wenn sie ihnen erzählt, dass von diesem scheinbar unbegrenzten Reichtum nicht das Geringste für sie abfällt und ihr die „Teilhabe an der Kraft, die den Wohlstand erzeugt“ (ebd.: 349) verwehrt bleibt.

Sseruwagi (2002: 211) spricht von einem „immensen Druck“ bei afrikanischen MigrantInnen, erfolgreich zu sein und die Familie zu unterstützen. Wurde man bei der Migration finanziell von der (Groß-)Familie unterstützt, so wird man als „Investition in die Zukunft“, die einen viele Mühen und Geld kostete, betrachtet. Der Druck entsteht auch durch den Gedanken, dass durch den Kostenaufwand der eigenen Migration es vielleicht anderen Familienmitgliedern – wie etwa Geschwistern – nicht möglich war, in ihre eigene Zukunft zu investieren und z.B. zur Schule zu gehen.

Der Druck aus den Bildern der Vergangenheit ist so übermächtig, daß man gezwungen ist, jede Art von Arbeit zu akzeptieren, jede noch so gemeine Art von Rassismus zu ertragen, jede Herabsetzung, nur um seine Familie nicht zu enttäuschen, um in ihr als Erfolgsmensch zu gelten. (Ebd.: 211 f.)

Die MigrantInnen umgibt der „Nimbus des Beutemachers“ (Böckelmann 1998: 349), da er durch seinen Aufenthalt in Europa „Einblick in das Geheimnis der Geld- und Energiegewinnung“ bekommt (ebd.). Erfolgsgeschichten von afrikanischen MigrantInnen in Europa oder Amerika, welche im Heimatland kursieren, und die damit einhergehenden Erwartungen und Hoffnungen erzeugen zusätzlichen Druck (Sseruwagi 2002: 212).

Somit fehlt UK nicht nur die Anerkennung als Zeitungsverkäuferin, sondern sie muss darüber hinaus auf die emotionale Zuwendung ihrer FreundInnen verzichten; ihr Bedürfnis nach Trost, Zuspruch und Anerkennung ihrer Lebensweise wird nicht (an-)erkannt, geschweige denn befriedigt. Betrachtet man das Telefonat zwischen Verkäuferin und FreundInnen als Moment der sozialen Interaktion, so wird deutlich, dass hier zwei unterschiedliche Anerkennungsordnungen aufeinandertreffen. Die FreundInnen können das vermeintliche Scheitern der Verkäuferin weder nachvollziehen noch anerkennen, die

Verkäuferin wiederum möchte in ihrer Art zu leben anerkannt werden, da sie offensichtlich nichts an ihrer momentanen Situation ändern kann und darunter leidet.

Im Gegensatz zu den meisten AsylwerberInnen, die alleine nach Wien kommen, pendeln Roma häufig in Gruppen zwischen ihrem Arbeitsplatz in Wien und ihrem Heimatort in Osteuropa hin und her und sind somit ein typisches Beispiel für transnationale Pendelmigration. (Näheres dazu vgl. Fassmann 2003; De Haas, Fokkema 2009; Düvell 2006)

„Und bei den Roma... naja, es ist ja so, dass die halbe Familie ja eh dabei ist halt. Also das sind ja eigentlich schon Familienunternehmungen, wenn man so will. Und... aber das kommt sicher gut. Ich mein, ja, ich bin mir sicher, die zeigen stolz den Ausweis im Dorf in Rumänien her, den MO-Verkaufsausweis halt, ja. Und das ist natürlich auch mehr Geld halt als viele gehabt haben, als sie nur dort waren.“ (Seidl)

Mit dem finanziellen Aufstieg geht auch ein sozialer einher. Der Ausweis symbolisiert, dass man „mitspielen“ darf, dass man die Chance auf ein besseres bzw. überhaupt ein Einkommen hat im Vergleich zu den Zuhausegebliebenen.

Es zeigt sich, dass durch den Kontakt mit Bezugspersonen im Heimatland und die vorhandene geographische Distanz unterschiedliche Anerkennungsarenen und -ordnungen aufeinanderprallen. Dies führt dazu, dass manche KolporteurInnen den normativen Erwartungen ihrer Bezugspersonen (z.B. Geld zu schicken) nicht gerecht werden, da diese häufig ein verzerrtes Bild von Europa oder Österreich haben. Daher entscheiden sich manche KolporteurInnen, ihre Strategie der Armutsbewältigung in Form der Kolportage vor ihren Familien und FreundInnen zu verschweigen. So kann die Person zwar im Sinne Honneths „die sozialen Normen ihres Herkunftsmilieus“ verletzen, um sich dadurch mehrere Armutsbewältigungsstrategien offen zu halten, jedoch ist sie dabei nicht automatisch einer möglichen Missachtung jenes Herkunftsmilieus ausgesetzt.

Bezugspersonen in Wien

F: “No, no friends... I’m alone. I don’t really have... I have friends, but in Africa...” – I: “Is there any kind of community, African community?” – F: “No, I don’t use to be with them”. I: “So is it difficult to get to know people?” – F: “To get friends? It’s not difficult. I

have a few friends who do the same job [...] Normally I go to here, I go to my work, after bed and I sleep. There is no time for meeting... or make a friend..." (Fred)

Der Verkäufer gibt zuerst an, in Wien keine FreundInnen zu haben, auch zu diversen afrikanischen Communities in Wien würde er keine sozialen Kontakte pflegen. Die Aussage „I'm alone“ legt nahe, dass es in Wien für ihn niemanden gibt, zu dem er eine starke Gefühlsbindung hat oder Liebe empfindet. Hier zeigt sich die in Kap. 4.4.2. angesprochene „Fähigkeit zum Alleinsein“, bei der durch die Anerkennung durch andere genügend Selbstvertrauen entsteht, um Vertrauen in sich selbst zu haben. Dieses Selbstvertrauen ist „eine Art Selbstverhältnis, zu der ein Subjekt gelangen kann, wenn es sich von einer als unabhängig erlebten Person geliebt weiß“ (Honneth 1994a: 167). In diesem Fall ist der Verkäufer auf das Selbstvertrauen angewiesen, welches er sich in vergangener Zeit angeeignet hat oder er erhält die Anerkennung von seinen FreundInnen in Afrika. An dieser Stelle wird die Verletzbarkeit von Freds Selbstvertrauen deutlich, was gravierende Folgen haben könnte, da es das „elementare Vertrauen in sich selbst“ darstellt und – sowohl „logisch“ als auch „genetisch“ – die Voraussetzung für die weiteren Arten von positivem Selbstbezug ist (ebd.: 172).

Dann jedoch bezeichnet er einige seiner KollegInnen als FreundInnen, was eventuell darauf schließen lässt, dass er in ihnen noch am ehesten so etwas wie FreundInnen im Sinne von Bekannten sieht. Denn gleich anschließend wird deutlich, dass es bei seinem Tagesablauf – und vermutlich auch seinen finanziellen Mitteln – schwierig ist, überhaupt soziale Kontakte zu knüpfen, geschweige denn zu vertiefen.

Auch der aus Nigeria stammende Johnson lernt seine FreundInnen bzw. Bekannten durch seinen Job auf der Straße kennen:

J: "Austrian friends? Yes, I have a lot. I have many friends... in Austria." – I: "And do they know about your job?" – J: "Yeeeeeah." – I: "What do they think?" – J: "What do they think? Yeah some of them they also make me happy, you know, they come with me, we talk together, good smiling, you know. Yeah." – I: "And do they also do the job?" – J: "No, no. No. They have other job doing, that I don't really know. They only told me they are going to job. But I don't know what they're doing." – I: "So you know them from the

street, when they are passing by?” – J: “Yeah, yeah.” – I: “So the place where you get to know friends is the street?” – J: “Yeah, I know them from the street.” (Johnson)

Jene PassantInnen, die häufig mit ihm sprechen und sich einen Moment Zeit für ihn nehmen, bezeichnet der Verkäufer als „friends“. Seine Aussage lässt darauf schließen, dass es sich objektiv betrachtet wohl eher um Bekannte handelt als um gute FreundInnen, da er keine genauen Hintergründe zu deren Lebensumständen kennt.

Auch der aus Niederösterreich stammende Herbert hat laut eigenen Angaben eher Bekannte als FreundInnen:

„Najo, eigentlich gsogt, i hob koane Freind, oiso Freinde, richtige Freinde... Bekaunte... Die Bekauntn haum gsogt, ‚Jo is ned schlecht, dassd überhaupt wos mochst‘. Und, oiso von Freind her, i hob zwar Bekaunte, oba dass i sogn kau des is a Freind...“ (Herbert)

Der Mangel an FreundInnen wäre im Fall von Herbert vielleicht mit seinem sozialen Abstieg und seinem Leben als Obdachloser zu erklären. Seine Bekannten schätzen es, dass er als Kolporteur arbeitet, die logische Alternative zu dieser Art von Arbeit ist offensichtlich das Nichtstun. Insofern wird gutgeheißen, dass er sich durch seinen Augustin-Job an die gesellschaftlichen Spielregeln hält und ein – wenn auch spezielles – Erwerbsleben führt, anstatt sich „auf die faule Haut zu legen“. Hier kommt eine deutlich andere Anerkennungsordnung zum Tragen als bei den oben angeführten Zitaten, wo die Bezugspersonen den Job nicht als etwas Positives bzw. als eine mögliche Art, sein Geld zu verdienen, anerkennen können.

Wie im theoretischen Teil der Arbeit bereits erwähnt, nennt Honneth (1994b: 100 ff.) bei jenen nicht-materiellen Ressourcen, die u.a. als Indikator für Armut herangezogen werden müssen, auch die mangelnden Interaktionsmöglichkeiten einer Person. Diese ergeben sich im Fall der ZeitungsverkäuferInnen einerseits aus zeitlichen und finanziellen Gründen – wie die folgenden Zitate zeigen werden –, andererseits auch aus Vorurteilen und Stigmatisierung ihnen gegenüber. Dies erschwert es maßgeblich, jenseits des Jobs soziale Kontakte zu knüpfen und somit sozialen Anschluss im Aufnahmeland zu finden, was wiederum zu Exklusion und Vorurteilen führen kann. Neben den nicht-materiellen Ressourcen zeigt sich bei den Befragten auch eine Unterversorgung mit ökonomischen Gütern (ausführlicher dazu siehe Kap. 4.6.2.). Geht man davon aus, dass das

Existenzminimum „an der unteren Grenze dessen [liegt] was innerhalb einer Gesellschaft zum durchschnittlichen Lebensbedarf gehört“ (ebd.: 102), und geht man weiters davon aus, dass es zum „durchschnittlichen Lebensbedarf“ gehört, z.B. hin und wieder auszugehen, so sind die befragte KolporteurInnen als „arm“ zu definieren. Auch Johnson kann es sich nicht leisten, auszugehen:

„No, no. I don't have money go out. It's somebody that has money like to go out.”
(Johnson)

Somit fehlt auch ihm die Grundlage, eine scheinbar selbstverständliche Freizeitgestaltung erleben zu können und als Privatperson, nicht als Verkäufer, seiner Umwelt zu begegnen. Dass VerkäuferInnen nicht ausschließlich als solche wahrgenommen werden möchten, betont Herbert:

„Ansonsten find i s Konzept vom Augustin, s gaunze Konzept, oiso es gibt jo ned nur d Zeitung, mir haum jo a nu Radio, Fernsehen, daun hauma nu a Fuaßboimannschaft, daun hauma nu a Tischtennismannschaft, do spü i a mid beim Tischtennis. Oiso, die Aktivitäten, oiso, es wird schau etwas gmocht a dafür. Wir san ned nur Verkäufer, sondern wir haum schau a Freizeit.“ (Herbert)

Wer als Freund wahrgenommen wird ist von Person zu Person unterschiedlich, allerdings fällt auf, dass jener Ort, wo sich freundschaftliche Beziehungen anbahnen, auch gleichzeitig der Arbeitsplatz, sprich der öffentliche Raum, ist. Wie ausgeprägt diese „starke Gefühlsbindung“ im Sinne Honneths (1994b: 153 f.) tatsächlich jeweils ist, bleibt an dieser Stelle offen.

Wie relevant eine einzige Bezugsperson sein kann, zeigt die Geschichte von Godwin aus Nigeria, welcher erst eine Woche vor dem Interview in Wien angekommen ist und seine ersten Tage in Wien schildert:

“Then on Sunday, there is a church behind the Caritas. Then I bath, I got my bag and I go to church. Because I'm a Christian. Then I go to church. After closing, I met a guy who greeted me. And expressed my feelings to him. I said 'I'm stranded but I came to Austria about two days or three days ago.' He say 'Where are you live?' I say 'I don't have, I'm stranded'. That is what I'm telling you, I'm stranded, that I live a social place like this.

[...] I say 'Okay right now, what am I, I need something, there is anything for me to be doing, at least a little to take care of myself from now, because in my place, in Italy there is nothing to do. We have no work, we have no job. Everybody just go on the street...' He told me that no problem if I can sell this paper. I say 'I don't know that kind of paper but I can do anything to make sure doing something.' So I say okay, no problem. [...] It's a boy like me. He also did this job. When I explained, I don't know. When I explained my everything to him he told me that there is no problem. There is a place, where he would take me to. Where is a... the office. [...] He promised me. And on that day he bought this SIM-card for me. 'If you want to call me, you have my number to call.' I say 'Okay, no problem'. Then I go back to where I live in the Caritas. In the morning then he called me 'Come to train station. You know train station?' 'Yes, I know train station' I say. 'Come to train station'. And I sat down the train station, after some 10 or 15 minutes the boy came. [...] Then we move and we got to the place.' (Godwin)

Der Verkäufer vertraut in der Hoffnung auf Hilfe seiner neuen Bekanntschaft an, dass er „gestrandet“ ist und dieser fühlt sich sogleich veranlasst, ihm zu helfen. Es liegt also eine gemeinsame Empfindungswelt vor, der Bekannte kann sich in Godwin hineinversetzen und fühlt sich in die Situation involviert. Offenbar erkennt er ihn als Person seiner „solidarity-group“ an. Dies kann daran liegen, dass er sich in der Vergangenheit in derselben Situation befand und ihn dieses gemeinsame Schicksal dazu veranlasst Hilfe anzubieten. Aber auch bei diesem Aufeinandertreffen finden Klassifikationen (Ethnie, Habitus, Migrant, arm,...) statt, die der Bekannte als Indikator für Zugehörigkeit zu „seiner“ Gruppe wahrnimmt. Zwar haben einige der Befragten die Existenz einer „afrikanischen Community“ verneint, nichtsdestotrotz haben viele von ihnen davon berichtet, dass es Angehörige der eigenen Ethnie waren, welche ihnen den Job als KolporteurIn vermittelten. Dies liegt nicht zuletzt daran, dass die „Neuankömmlinge“ auch eine starke Tendenz haben, Angehörige der eigenen Ethnie um Hilfe zu bitten, da sie auf Verständnis hoffen können, sowohl in sprachlicher Hinsicht als auch – durch eine mögliche Migrationserfahrung – in emotionaler. Somit entstehen aus der Not heraus spontane Netzwerke, auf Grundlage gleicher oder ähnlicher Migrationserfahrungen. Wie stabil und nachhaltig diese informellen Netzwerke sind, bleibt an dieser Stelle offen.

Da der Verkäufer keine wirkliche Wahl hat, muss er ihm vertrauen, was das Jobangebot betrifft. Er würde alles machen, Hauptsache er habe etwas zu tun. Der neue Bekannte bringt ihn anschließend in das Büro, wo er registriert wird und einen Ausweis und Zeitungen erhält. Somit spielt er eine zentrale Rolle was das erhoffte bessere Leben in Wien betrifft. Wie hilflos und verloren sich der Verkäufer ohne seinen neuen Bekannten fühlt, wird in folgendem Zitat deutlich:

“I don’t know, I’m a new person, I don’t know the name of the place. Is my friend who will come to my place and pick me to come [...] Because I don’t know road, I don’t know anywhere. I cannot jump into the train I move because I don’t know anywhere. I don’t know where to stop, I don’t know where to arrive. Because is my friend that pick, that come and drop me. If he came anytime can he say ‘Let’s go!’, then we move. [...] He drops me. And then he go to his home.” (Godwin)

Auffallend ist der hohe Grad an Hilf- und Orientierungslosigkeit des Verkäufers. Nach und nach muss er in der neuen Umgebung ein neues Selbstvertrauen aufbauen. Indem der Bekannte die einfachen Bedürfnisse des Verkäufers nach einer Erwerbstätigkeit und nach Mobilität erkennt und befriedigt, hilft er ihm dabei. Gleichzeitig entsteht dadurch eine Abhängigkeit, eine Verletzbarkeit, wie das angeführte Zitat zeigt. Dass der Verkäufer durch den ihm vermittelten Job aber hoffnungsvoll in die Zukunft blicken kann, belegt dieses Zitat:

“And I continue with this business, I’m so much happy, by God grace everything is happy, is moving fine, by God grace.” (Godwin)

In puncto soziale Kontakte unterscheidet Seidl im folgenden Zitat zwischen zwei Gruppen. Auf die Frage nach seiner Einschätzung, wie sehr die KolporteurInnen soziale Kontakte in Wien pflegen bzw. sozial eingebettet sind, erklärt er:

„Die Roma mal gar nicht, so gut wie... Weil sie hin und herfahren, weil sie ja auch nicht so wirklich die Sprache nicht sprechen und – muss man auch ehrlich sagen – weil sie gar nicht so interessiert sind halt jetzt auch irgendwie... Es scheint eben doch so ein bisschen... – ich red jetzt natürlich auch vorurteilsmäßig. Man muss halt unterscheiden, ich red jetzt wirklich von den Roma, die hin und herfahren, eh klar, den Willen ja nicht hier – vielleicht 1 Prozent schon – den Willen hier sesshaft zu werden halt. Es gibt schon von 100 einen

oder zwei oder eine Familie, die sagt, sie möchten jetzt gern hier ihre Kinder da zur Schule gehen lassen. Sonst halt kaum. Natürlich auch sprachlich bedingt. Und bei den Asylwerbern wiederum schon eher. Wobei... die sicher auch, was eh nachvollziehbar ist, wenn du in ein fremdes Land kommst und Landsleute sind in diesem Land, dann wirst du dich auch mit denen kurzschließen. Sprich die verschiedenen Communities der afrikanischen Länder, die's da gibt. Und natürlich auch die Kirche. Also darüber halt auch. Und natürlich auch... in der Folge, ja... Afrikaner haben sicher mehr Kontakt zu Leuten hier. Vielleicht auch, weil sie länger da sind und auch einen Job annehmen können, sie doch eher auch Sprachkurse auch machen. Also ich glaub, da gibt's sicher mehr Austausch.“ (Seidl)

Die soziale Einbettung in Wien ist laut Seidl also unter anderem abhängig von der Mobilität der VerkäuferInnen und dem damit verbundenen (mangelnden) Spracherwerb. Liegt der Lebensmittelpunkt nicht in Wien, sondern pendeln die VerkäuferInnen zwischen Heimat- und Erwerbsland hin und her, so liegt im Vergleich zu AsylwerberInnen, welche in diesem Fall Wien zu ihrem Lebensmittelpunkt machen wollen, keine derartige Notwendigkeit vor, Deutsch zu lernen. Auf die Rolle der Sprache wird in Kap. 6.4. noch ausführlicher eingegangen.

Einen sozialen Anknüpfungspunkt abseits vom Job stellt z.B. die Kirche dar, welche sowohl soziale Kontakte bieten kann – die meisten der Befragten sind praktizierende Christen – als auch mit ihren sozialen Einrichtungen eine gewisse Mindestversorgung bereitstellen kann.

“My normal day, when I get up in the morning I have to pray to God. I’m a Christian. [...] If I know the people from the church? Yeah, lot of people. [...] I go alone. But I also speak with people in the church.” (Johnson)

“No I don’t work on Sunday. I go to Kirche, I talk to my God, I come back.” (UK)

“On Sunday I take a break. I go to church.” (Fred)

Auch das bereits erwähnte Beispiel von Godwin zeigt, dass es ein Kirchenbesucher war, welcher ihm den Einstieg in Wien derart erleichterte. Darüber hinaus ist es eine Caritas-Einrichtung, die ihm einen Schlafplatz und warme Mahlzeiten bietet.

Abgesehen davon nennen die befragten ZeitungsverkäuferInnen keine weiteren Orte, an denen sie in ihrer Freizeit Leute kennen lernen bzw. regelmäßig soziale Kontakte pflegen. Daraus ergibt sich, dass jener Ort, an dem die meisten Anknüpfungspunkte zur sozialen Umwelt bestehen, der Arbeitsplatz ist, sei es die Straße oder eine U-Bahnstation. Dementsprechend stellt auch der Arbeitsplatz die wichtigste Anerkennungsarena dar, wobei dadurch die KolporteurInnen nicht als Privatpersonen, sondern als VerkäuferInnen in Interaktion treten. Generell muss angemerkt werden, dass in der vorliegenden Arbeit und den Äußerungen der KolporteurInnen häufig die Grenze zwischen Privatperson und VerkäuferIn verschwimmt, vor allem da, wo es um Anerkennung durch Familie und FreundInnen geht.

Aus den Interviews ging hervor, dass die Frage, welche Anerkennungsordnung zum Tragen kommt, sich nicht nur nach dem Herkunftsmilieu entscheidet, sondern auch abhängig ist von den Erwartungen, die vor dem Jobantritt vorliegen. Viele AsylwerberInnen kommen nach Wien mit der Hoffnung, ihren Lebensstandard anzuheben. Dementsprechend sehen auch die Hoffnungen der Bezugspersonen im Herkunftsland aus. Herberts Beispiel hingegen zeigt, dass seine Bekannten es gutheißen, dass er zumindest den Job als *Augustin*-Verkäufer angenommen hat. Auch die Roma, welche nach Wien pendeln und in ihrem Heimatland häufig so gut wie keine Chance auf eine Erwerbstätigkeit haben, sehen im Zeitungsverkauf eine Chance auf einen Zuverdienst bzw. sozialen Aufstieg. Wird also ein besseres Leben in Wien, ein Aufstieg, erhofft, so scheint der prekäre Job als KolporteurIn als Tiefschlag, als Enttäuschung. Befindet sich eine Person aber sozio-ökonomisch gesehen auf dem Weg „nach unten“ – wie es bei Herbert der Fall ist, da er zuerst Job und dann Wohnung verlor – erscheint der Job eventuell zumindest als „Auffangnetz“ bzw. „besser als nichts“. Folglich besteht auch ein Unterschied, ob und inwiefern die VerkäuferInnen von ihren Bezugspersonen und sich selbst in diesem Job anerkannt werden können.

Da als wichtigste Anerkennungsarena die Straße festgestellt wurde, beziehen sich die folgenden Kategorien auf soziale Gruppen, mit denen die VerkäuferInnen erst durch ihren Job in Interaktion treten.

6.1.2. KollegInnen – zwischen Konkurrenz und Miteinander

Dass auch unter den KollegInnen so etwas wie Freund- oder Bekanntschaften entstehen, zeigt sich an diesem Zitat:

I: “Do you also know the other people who sell the paper?” – UK: “Yes, of course, they’re my friends because they’re my colleagues. Sometimes we talk, when they are tired they visit me, we talk, we chat and we go.” (UK)

UK sieht in den anderen VerkäuferInnen FreundInnen, weil sie KollegInnen sind, somit ein ähnlich hartes Los gezogen haben und man sich gegenseitig aufbaut und die Zeit vertreibt. Man zeigt sich solidarisch, weil man dieselbe harte Lebensrealität teilt.

Einige VerkäuferInnen hingegen sehen in ihren KollegInnen lediglich Personen, die zufällig derselben Tätigkeit nachgehen:

“No, he’s not a friend. We don’t know each other. We only meet when we are work.” (Fred über einen Kollegen, der oft an derselben Stelle verkauft wie er, allerdings nie gleichzeitig)

“No, I don’t feel like a group. Because there is many different people.” (Fred über seine KollegInnen allgemein)

“No, it’s not maybe they are my friends. But I know lot of people, who is doing it.” (Johnson)

„Also wenn sich zwei auf der Straße begegnen halt, vor allem wenn das jetzt – Österreicher haben wir ja ganz wenige – ein Afrikaner und ein Rom und die sind beide bei MO, dann sagen sie „Servas“ und das passt halt. Aber viel mehr ist da nicht.“ (Seidl)

Dass die Begegnung zwischen dem Afrikaner und dem Rom so wortkarg ausfällt, liegt vermutlich auch an den sprachlichen Barrieren.

Im folgenden Zitat wird deutlich, dass KollegInnen auch – obwohl man sie nicht als FreundInnen wahrnimmt – als GesprächspartnerInnen aufgesucht werden, um das natürliche Bedürfnis nach Kommunikation und Austausch zu befriedigen:

“Yes, the other sellers, yeah. [...] Is not maybe we are friends, there is sometimes you have to talk with people.” (Johnson)

Ein Auszug aus dem Erinnerungsprotokoll über das Gespräch mit Samir zeigt ähnliches:

Ich frage ihn, ob er den anderen Verkäufer, welcher ein paar Meter entfernt steht, auch kennt, da sie sich vorher unterhalten haben. Er verneint. Es sei weder ein Freund noch ein Kollege. (Erinnerungsprotokoll Samir)

Die beiden Verkäufer hatten sich zuvor einige Minuten teilweise lachend miteinander unterhalten. Dass er ihn nicht als Kollegen sieht, könnte daran liegen, dass die beiden unterschiedliche Zeitungen verkaufen. Im weiteren Verlauf des Gesprächs erklärt er nämlich Folgendes:

Er lobt den Augustin, dass er interessant und gut sei und dass MO und Global Player „kaputt“ seien. (Erinnerungsprotokoll Samir)

Somit wäre auch die Art der Straßenzeitung ausschlaggebend für die gegenseitige Wahrnehmung. Dass Solidarität eher zwischen den KollegInnen derselben Zeitung stattfindet, zeigt dieses Beispiel:

„Oiso zaumhoidn damma schau. Waun an amoi d Zeitungen ausgangen oda wos und der aundare hod nu a und sogt ‚Mah heast, geh kaunst ma a verkaufen?‘. Jo, oiso mir höfn uns schau gegenseitig a aus. Waun da Vertrieb zum Beispü zua hod. [...] Des schau... Oiso do hoid ma schau zaum.“ – I: „Wie is der Kontakt oder gibt’s an Kontakt zu Verkäufern, die andere Zeitungen verkaufen?“ – H: „Eher weniger. Na, weniger. Mit de hauma weniger Kontakt, oiso i zumindest ned. [...] Des liegt a glaub i anan Vertrieb und an da Redaktion, des is ois a eigene ah... Redaktion is.“ (Herbert)

Allerdings wird auch von einer Konkurrenz zwischen den VerkäuferInnen gesprochen:

„Es san schau oa dabei, die... die glauben hoid a... sie san hoid... oba schau, a gewisser Konkurrenzdruck oder Konkurrenzkampf is ja ned schlecht. Oba wenns in Streitereien, solaungs ned in Streitereien ausartet. Es gibt überoi bessere und es gibt überoi schlechtere. Des is hoid amoi a so. Der ane duad si leichter, der aundre ned.“ (Herbert)

Ein Konkurrenzkampf ist immer auch ein Anerkennungskampf, bei dem es darum geht, seine Fähigkeiten und Eigenschaften als wertvoll und anerkennungswürdig zu präsentieren. Das ambivalente Verhältnis zwischen Leistung und Anerkennung im Kontext der Kolportage wird in Kap. 6.3. ausführlich analysiert. Während Herbert eine Art „natürliche“ Konkurrenz schildert, weil es immer und überall so ist, dass nicht alle eine Sache gleich gut machen könnten, spricht Seidl ein anderes Kriterium für Konkurrenz an:

„Und sonst sind sie natürlich sehr solidarisch, aber im Sippschafts... im Familienverband und da haben wir ja mehr, also mehrere Gruppen und Dörfer halt und da gibt's mitunter auch ahm, „Die sind schlecht und gib denen keinen Ausweis“, halt und „Gib lieber meinen Leuten Ausweis“. Also da gibt's schon eine Konkurrenz, halt ja. Also... Beim Augustin ja teilweise noch viel heftiger ist. Also die Probleme, die er gehabt hat oder hat. Weil da ist das ja noch viel mehr, weil weißt eh, z'erst waren die alteingesessenen Sandler, dann kommen die Nigerianer und sonstigen Afrikaner... Und also Rassismus unter den Leuten halt, ja.“ (Seidl)

Es konnte festgestellt werden, dass es zwischen den KolporteurInnen sowohl verbindende als auch separierende Faktoren gibt. So kann die gemeinsame Herkunft (z.B. gleiches Dorf oder Verwandtschaft) oder allein die Tatsache Straßenzeitungen zu verkaufen für manche einen verbindenden Faktor darstellen. Gleichzeitig muss klargestellt werden, dass die Tendenz, die Gruppe der KolporteurInnen zu homogenisieren, da sie den selben Job machen bzw. da die meisten von ihnen aus Afrika/Nigeria oder Osteuropa stammen, auf eines vergisst, nämlich auf die „internal divisions“, wie auch Wimmer und Glick Schiller (2002: 324) kritisieren:

[M]uch of transnational studies overstates the internal homogeneity and boundedness of transnational communities, overestimates the binding power for individual action, overlooks the importance of cross-community interactions as well as the internal divisions of class, gender, religion and politics, and is conceptually blind to those cases where no transnational communities form among migrants or where existing ones cease to be meaningful for individuals.

Es zeigen sich deutlich zwei Hauptkategorien, entlang derer die „internal divisions“ verlaufen: Ausschlaggebend ist neben der Zeitung, die verkauft wird, auch die Herkunft (z.B. Afrika, Rumänien...) bzw. Ethnie. Solidaritätsbekundungen finden tendenziell innerhalb einer Gruppe – seien es die *Augustin*-VerkäuferInnen oder die BewohnerInnen

eines Dorfes – statt. Dies ist aber nicht zwangsläufig der Fall, da es auch KolporteurInnen gibt, die sich keiner Gruppe zugehörig fühlen. Über die im oben angeführten Zitat angesprochenen “internal divisions of class, gender, religion and politics“ konnten aus den Interviews keine Erkenntnisse gewonnen werden.

6.1.3. PassantInnen und KundInnen – Begegnung auf der Straße

Fred teilt die PassantInnen in drei Gruppen:

“Yeah, some buy and some don’t buy. And some costumers come and don’t buy and give one Euro to drink coffee.” (Fred)

Die meisten VerkäuferInnen haben StammkundInnen, die regelmäßig bei ihnen kaufen. Darüber hinaus erzählen die VerkäuferInnen von Personen, die sie – ohne eine Zeitung zu kaufen – mit Kleingeld oder kleinen Sachspenden unterstützen. Dies ging auch aus den angefertigten Beobachtungsprotokollen hervor. Auf die Frage, ob es ihr lieber wäre, wenn man ihr eine Zeitung abkauft oder ihr Geld-/Sachspenden gibt, antwortet UK:

“No, I prefer all because I will all receive because I need it. I need it because I don’t have the Scheiß. [...] Anyone, they give me I appreciate it. And I tell them thank you. God bless. That is it.” (UK)

Offenbar fühlt sie sich nicht in der Position, Ansprüche stellen zu können, sie zeigt sich dankbar für alles, was man ihr gibt. Es gibt die unterschiedlichsten Gründe, aus denen sich PassantInnen dazu entscheiden, die VerkäuferInnen – in welcher Form auch immer – zu unterstützen. Die Entscheidung etwas zu spenden ist in der Regel „ein Mix aus egoistischen wie altruistischen Nutzenbündeln“ (Fundraising & Sozialmarketing, Spender-Motive). Es gibt materielle und immaterielle Gratifikationen, wobei Gratifikation im Sinne eines „Gewinnes“ oder einer Gegenleistung verstanden wird. Zu den „immateriellen Gratifikationen“ gehören: Mitgefühl/Empathie, Religiosität, Schuld und Dankbarkeit, etwas erreichen/verändern wollen, Sozialprestige und Selbstwertgefühl etc. Zu den (quasi-) materiellen zählt z.B. der Gedanke, etwas zurückbekommen zu wollen im Sinne von „Wer hilft, dem wird geholfen“ (ebd.). Gibt jemand Geld oder eine Sachspende, ohne dafür eine Zeitung haben zu wollen, so ist es wahrscheinlich, dass die Person kein Interesse an dem

Produkt hat, den/die VerkäuferIn aber trotzdem unterstützen möchte. Somit steht in diesen Momenten der Interaktion weniger die Anerkennung als ZeitungsverkäuferIn im Vordergrund, sondern vielmehr die Idee einer karitativen Spende.

“Some use to bring clothes, to give me clothes. So I use to say ‘Okay, can I take it out seeing. Then if you want that I would look – it’s okay, I can no... I want to sell.’ It’s all good, you say ‘Okay. Pack the paper, I will give you money for the paper today.’” (UK)

UK schaut sich zwar die Kleidung, welche man ihr schenken möchte, aus Höflichkeit an, allerdings macht sie mit der Aussage „I want to sell“ auch deutlich, dass es ihr nicht darum geht, um Sachspenden zu betteln, sondern Zeitungen zu verkaufen. Sie möchte als Verkäuferin wahrgenommen und anerkannt werden und nicht einer „Deklassierung durch das Almosen“ (Simmel 1908: 347) ausgesetzt sein. Wie im theoretischen Teil bereits dargestellt, ist mit der „Situation der ökonomischen Hilfsbedürftigkeit“ auch ein „psychischer Druck“ verbunden mit den „sozialen Erniedrigungen und Demütigungen umgehen zu lernen“. Da von der Person keine sozialen Leistungen erwartet werden können, fällt sie aus dem „Netz der wechselseitigen Anerkennung“ (Honneth 1994b: 108 ff.). Um der daraus resultierenden Scham und Erniedrigung zu entgehen, möchte UK ihren Beitrag leisten, indem sie Zeitungen verkauft.

Dass PassantInnen und KundInnen auch eine persönliche Beziehung zu „ihren“ VerkäuferInnen aufbauen, zeigen folgende Beispiele:

„...wo ma schau waß, der kummt hoid regelmäßig vorbei oder... Do san jo a vü Büros im Haus, oft... do is ane vorbeikumma, die hod an Gips ghobt. Sog i ‚Na wie is’n des passiert?‘, sogt sie ‚Najo, beim Schifoahn.‘, sog i ‚Jessas na! Und?‘. ‚Na is eh ned so oag.‘ sogts. ‚Oba duad hoid a bissal weh, des geht.‘“ (Herbert)

Herbert ist also nicht nur Verkäufer, sondern wird darüber hinaus von manchen Personen als Anlaufstelle für sozialen Austausch und Smalltalk wahrgenommen. Dies ist aber auch im umgekehrten Fall zu beobachten, wie folgender Ausschnitt aus dem Erinnerungsprotokoll zeigt:

Zu Beginn des Gesprächs legt er einen Augustin aus seiner Tasche neben mich auf die Bank. Ich gehe nicht gleich darauf ein, darum fragt er mich, ob ich den Augustin

interessant finde. Ich sage, dass ich ihn schon interessant finde, aber dass ich diese Ausgabe schon zu Hause habe. Er versteht und packt die Ausgabe wieder ein. [Es scheint kein Problem zu sein, dass ich ihn nicht kaufe] [...] Er sagt mir, dass ich einen guten Charakter habe und legt dabei die Hand auf seine Brust. (Erinnerungsprotokoll Samir)

Obwohl ich das Angebot deutlich ablehne, ihm einen Augustin abzukaufen, schätzt der Verkäufer offenbar das Gespräch mit mir so sehr, dass er mir einen „guten Charakter“ zuschreibt. Dass ich mich für ihn interessiere und das Gespräch suche, scheint in diesem Moment wichtiger zu sein als eine Zeitung zu verkaufen. Auch die Tatsache, dass er mir zweimal einen Teil seiner Jause anbietet, zeigt, dass er in mir nicht nur eine potenzielle Kundin sieht.

Auch folgendes Zitat zeigt eine gewisse Verbundenheit zwischen Verkäuferin und KundInnen:

“They are very nice. There is one time that I didn’t feel well and I make operation in hospital. Then my costumer, people that use to walk in all day, there are many people they know me, ‘what’s up? Wo is sie? Wo is sie?’ they called the Augustin office. [...] They say ‘This Frau here, what is the problem? Any problem blablabla’. [...] They’re lovely. I have nice people. They are very nice. Really...” (UK)

“...yeah, some people use to ask me about my feeling. Like Christmas time they give me Geschenk, they buy special things for me for Christmas.” (UK)

Offenbar ist UKs Anwesenheit für manche PassantInnen schon so selbstverständlich, dass sie sich wundern, wenn sie nicht da ist. Die Tatsache, dass sie in Betracht ziehen, sie könnte Probleme haben, könnte ein Zeichen dafür sein, dass die PassantInnen wissen, wie prekär die Arbeitsverhältnisse und wie risikofähig das Leben und der Aufenthalt von AsylwerberInnen sein kann. Dass UK betont, manche ihrer KundInnen würden sie nach ihren Gefühlen fragen, zeigt, dass sie dies nicht als selbstverständlich hinnimmt. Die Formulierung „I have nice people“ zeigt, dass sie bestimmte Personen als fixen sozialen Bestandteil ihrer Arbeitswelt wahrnimmt, der ihr einen gewissen Rückhalt bietet, indem er sich nach ihrem Befinden erkundigt und ihr somit das Gefühl gibt, nicht alleine zu sein.

Dass sie von „ihren“ Leuten sogar Weihnachtsgeschenke bekommt, kann von einer großen Solidarität, aber auch von Mitleid und einer verstärkten Nächstenliebe zur Weihnachtszeit zeugen. Nichtsdestotrotz wird sie somit als Person mit Privatleben und „normalen“ Bedürfnissen wahrgenommen und anerkannt.

Was die Primärbeziehungen betrifft wurde deutlich, dass viele VerkäuferInnen nicht auf die Anerkennung ihres Jobs durch Angehörige und FreundInnen aus ihrem Herkunftsland hoffen dürfen. Offenbar wird der Job als minderwertig, als kein „richtiger“ Job wahrgenommen und die VerkäuferInnen sehen sich mit Enttäuschung oder Skepsis konfrontiert. Wie sehr sich diese Missachtung auf das Selbstvertrauen der VerkäuferInnen auswirkt, hängt vermutlich davon ab, wie sehr sich die VerkäuferInnen mit ihrem Job identifizieren und wie viel Anerkennung und Liebe ihnen als Person und unabhängig vom Job gezollt wurde und wird.

Das Knüpfen von Freundschaften in Wien gestaltet sich – vor allem aufgrund von Geld- und Zeitmangel, aber vermutlich auch durch sprachliche Barrieren – schwierig. Die meisten Kontakte werden auf der Straße und im Zuge des Jobs geknüpft, seien es KollegInnen oder freundliche und interessierte (Stamm-)KundInnen. Allerdings erwähnt dabei kaum eine(r) tiefgehende oder langjährige Freundschaften, geschweige denn Liebesbeziehungen, obwohl manche VerkäuferInnen schon mehrere Jahre in Wien leben. Somit sind die „affektiven Primärbeziehungen“, wie Honneth sie nennt, bei denen die Bedürfnisse der/des Anderen anerkannt und befriedigt werden, bei den meisten VerkäuferInnen sehr überschaubar. Dazu kommt erschwerend, dass durch die geographische Distanz die Kommunikation zum Herkunftsland unregelmäßig und nur per Telefon stattfindet. Verraten die VerkäuferInnen, welchem Job sie nachgehen, so wird den Angehörigen und FreundInnen klar, dass er/sie offenbar nicht dieselben Rechte genießt wie die Mehrheitsgesellschaft und im Sinne Honneths somit in seiner/ihrer moralischen Zurechnungsfähigkeit nicht anerkannt wird. Da die VerkäuferInnen den normativen Erwartungen der Familie und FreundInnen nicht gerecht werden, versuchen viele erst gar nicht, es ihnen zu erklären und verheimlichen ihre Lebenssituation und die damit einhergehende Armut, um einer möglichen Missachtung zu entgehen. Es gibt jedoch auch sehr wohl VerkäuferInnen, bei denen das Umfeld ihre Tätigkeit als KolporteurIn als anerkennungswürdig empfindet.

6.2. KOLPORTEUR_INNEN UND IHR VERHÄLTNIS ZUM JOB

Um den Dialog bzw. die Interaktion zwischen VerkäuferInnen und sozialer Umwelt nachvollziehen zu können, muss man sich auch die Gründe und Voraussetzungen ansehen, welche zur Tätigkeit als ZeitungsverkäuferIn führen. Diese beeinflussen nämlich, welches Verhältnis die VerkäuferInnen zu ihrem Job haben und wie sie sich selber darin wahrnehmen. Welche Rolle dabei Imaginationen über „den Westen“ spielen können, wurde in Kap. 6.1.1. dargestellt.

Bei manchen der VerkäuferInnen war die Suche nach einem Job das ausschlaggebende Kriterium nach Wien zu kommen:

“In Nigeria I do business... business. [...] There was no work to lift business up. [...] I go to Italy to find a job. But there is no job... for me. So I decide to come to Austria. To work in this Austria. I don't have a real alternative. [...] So I came to feed myself. [...] I had to do it because I don't have finance.” (Fred)

Es können aber auch z.B. ideologische Gründe sein, welche einen dazu bewegen, ins Ausland zu gehen:

“You know, Nigeria is a corrupt country. The government doesn't give you, doesn't help you. You pay this and this... you have to fight for your own. I come to Austria because Germany, Austria, Italy,... is one government. In Nigeria the government is corrupt. There is no Caritas and there is no... Everyone has to fight on his own. That's the reason why I come to Austria. I'm a one-man-fighter.” (Godwin)

“Travelling, in Africa travel is a part of education. It's like, maybe someone have to travel, to see what is happening in the world.” (Johnson)

Neben ideologischen Überzeugungen – etwa in keinem korrupten Land leben zu wollen – kann auch die Reiselust der Grund sein, warum manche ZeitungsverkäuferInnen in Österreich landen. Wie bereits erwähnt ist es naheliegend, dass die Art und Weise, wie man den Job wahrnimmt, auch davon abhängt, unter welchen Voraussetzungen und mit welchen Erwartungen man nach Wien gekommen ist.

6.2.1. Der Job als vorübergehende Notlösung

„Ja, also ich mein, sicher, wenn man so will ist es eine Notlösung. Gerade bei Asylwerbern [...] die haben oft auch keine Möglichkeit hier zu arbeiten und müssen auch in Österreich sein halt, müssen in dem Bundesland sein, weil sie Bundesbetreuung haben, und haben nichts zu tun, daher ist es für sie auch eine sinnvolle Tätigkeit halt, ja.“ (Seidl)

“Yeah, there is no other job. I don’t have a work permission. There’s no chance for me to work. So I’m doing this job to help myself. [...] So I work because there is no normal work.” (Fred)

Fred spricht jenes Schicksal an, das er mit vielen AsylwerberInnen teilt, nämlich dem in Kap. 5.1.1. angesprochenen stark eingeschränkten Zugang zum regulären Arbeitsmarkt. Nachdem er ohne Arbeitsgenehmigung keine Chance auf einen geregelten Job hat, „hilft“ er sich selbst zumindest soweit, dass er Zeitungen verkauft. Dass es dabei um sehr basale Bedürfnisse wie Essen geht, zeigt folgendes Zitat:

“I came to Austria, I’m asylum seeker. Then there is no... I don’t have paper, no job there. I have to do the thing to be eating. Because without it I can no... I cannot find anyth... I cannot nothing... I save this... the reason is to eat. Cause sometimes I’m selling there, some costumer they come and they buy food for me.” (UK)

“It’s important job for me because of my feeding. I have to eat. To live äh... long. What am I going to do?” (UK)

Ist eine Person von Armut betroffen, so werden laut Honneth (siehe Kap. 4.6.2.) scheinbar selbstverständliche Tätigkeiten wie Nahrung kaufen oder Miete bezahlen zu existenziellen Herausforderungen. So auch bei vielen VerkäuferInnen:

“I life with my girlfriend together. [...] Because I cannot pay alone. I don’t have the money to pay the rent.” (UK)

Mit vier Personen teilt er sich zwei Zimmer, welche laut seinen Angaben recht schön sind und alles inklusive 500 Euro im Monat kosten. (Erinnerungsprotokoll Samir)

„Man muss das schon immer trennen. Der Asylwerber, der einfach nichts Anderes machen kann und hier ist und auch nicht weg kann eigentlich... der aber vielleicht sogar eine bessere Ausbildung hätte, was bei den Roma jetzt nicht so sehr der Fall ist. Ahm, das ist natürlich was Anderes.“ (Seidl)

Einige der Befragten waren in ihrem Herkunftsland als MalerIn tätig, manche erzählten sie hätten ein „business“ gehabt, ein Befragter führte ein Kleidungsgeschäft. Die fehlende Arbeitserlaubnis und das eingesperrt Sein in Österreich verunmöglichen es, ihrem alten Beruf nachzugehen. Im Gegensatz dazu genießen Roma aus z.B. Rumänien oder Bulgarien als EU-Bürger Reisefreiheit in Europa, was ihnen zumindest theoretisch mehr Handlungsspielraum gibt.

Dass der Job häufig als Zwischenlösung auf dem Weg zu einem besseren Job gesehen wird, zeigen folgende Zitate:

“Yes, maybe when I get other job I have to stop this.” (Johnson)

“I’m just doing this now for the moment. I’m doing it for the moment because I have no job.” (Johnson)

Die Formulierung zeigt, dass er den Straßenzeitungsverkauf nicht als Job wahrnimmt, sondern nur als etwas, was man macht, wenn man (noch) keinen Job hat.

„Und natürlich geht’s darum, Menschen in prekären Lebenssituationen die Möglichkeit eines Zuverdienstes einfach zu geben, weil sie sonst überhaupt keine Arbeit haben. Es ist natürlich kein, es hat nicht den Anspruch, ein vollständiger Arbeitersatz zu sein, ja. Dazu ist es einfach zu... niederschwellig und man kann auch zu schlecht von dem ahm... Aber es gibt, es bietet den Menschen doch zumindest ein Mindestmaß an Teilhabe halt, ja. Besser als nix, so nach dem Motto halt.“ (Seidl)

Ein Teil der VerkäuferInnen macht seinen Job also nach dem Motto “besser als nichts”.

“I don’t earn enough money but is okay for me.” (Johnson)

“This job is a minor job, a small job.” (Fred)

“Because the job is... it’s not... eeh... I think it’s not a good job I have.” (Fred)

Bin ich gewissermaßen gezwungen, einen Job auszuüben um zu überleben, so erübrigt sich die Frage nach einem Leben in Freiheit und Selbstbestimmung im Sinne Honneths. Geht man seiner Tätigkeit mit dem Gefühl nach, es sei eigentlich kein guter Job und man macht ihn nur vorübergehend, bis etwas Besseres daherkommt, so kann man seinem Job auch schwer Anerkennung entgegenbringen. Dementsprechend schwer erscheint es auch, von anderen diese Anerkennung zu erwarten.

Empirisch wird die Selbstachtung laut Honneth nur in negativer Form sichtbar, nämlich dort, wo unter ihrem Mangel sichtbar gelitten wird. Als Beispiel nennt er die schwarze Bürgerrechtsbewegung in den USA der 1950er und 1960er Jahre, bei der Betroffene selber von einem lähmenden Gefühl der Scham berichten, welches durch die rechtliche Unterprivilegierung erlebt wurde (Honneth 1994a: 195). In diesem Zustand – dem Mangel an Selbstachtung – sieht Honneth in Anlehnung an Hegel und Mead den Ausgangspunkt für einen „Kampf um Anerkennung“ seitens benachteiligter Gruppen. Und zwar sowohl was den materialen Gehalt als auch die soziale Reichweite (Ausweitung auf bisher benachteiligte Gruppen) der individuellen Rechte betrifft (ebd.: 191).

So ist auch bei jenen VerkäuferInnen, bei denen es sich um AsylwerberInnen handelt, festzustellen, dass ihnen durch den Ausschluss vom Arbeitsmarkt abgesprochen wird, denselben Status wie Personen aus der Mehrheitsgesellschaft zu haben. Sei es aufgrund eines Mindestmaß an ökonomischer Sicherheit oder aufgrund mangelnder kultureller Bildung, den AsylwerberInnen wird, aus welchen Gründen auch immer, auf jeden Fall die Möglichkeit entzogen, sozial gerechtfertigte Ansprüche einzuklagen und als gleichwertiger Interaktionspartner an öffentlichen Prozessen zu partizipieren. Somit wird ihnen auch die Möglichkeit entzogen, durch eine geregelte Erwerbstätigkeit ein ökonomisches Mindestlevel zu erreichen und ein nach österreichischen Standards „normales“ Leben zu führen. Durch diese Entrechtung und Ausschließung wird die Erwartung enttäuscht, als kognitiv vollwertiges Mitglied der Gesellschaft anerkannt zu werden, was gravierende psychologische Folgen mit sich bringen und schließlich zum Verlust der Selbstachtung führen kann. Welche psychologischen Folgen so ein Ausschluss mit sich bringen kann, wurde bereits in Kap. 5.1.1. dargestellt. Psychologische Symptome als Resultat des Ausschlusses zeigen laut Honneth den Betroffenen – ähnlich einer Krankheit –, dass ihnen etwas vorenthalten wird, in diesem Fall das Recht auf Arbeit. Dies wiederum kann auch

eine Enttäuschung bzw. Missachtung durch andere nach sich ziehen, wie die Telefonate mit den Bezugspersonen im Herkunftsland deutlich machten.

6.2.2. Der Job als normale Erwerbstätigkeit

Neben jenen VerkäuferInnen, die den Job als Notlösung sehen und ausüben, gibt es auch jene, die darin eine Erwerbstätigkeit wie jede andere auch sehen:

„Jo, i bin arbeitslos worden und hab dann eben a Beschäftigung gsuacht und bin... über eine Bekannte von mir, also meine Lebensgefährtin eigentlich, zum Augustin kommen. I hob aungfaugt und jetzt moch ichs hoid so, dass ichs als freier Mitarbeiter mach. Des heißt, dass i weder Sozialhilfe noch Arbeitslose kassier, sondern i leb wirklich nur vom Zeitungsverkauf.“ (Herbert)

Herbert schildert seinen Jobwechsel nicht als Abstieg; er nimmt sich als freier Mitarbeiter eines Unternehmens wahr und möchte somit auf keinerlei staatliche finanzielle Unterstützung angewiesen sein.

„Oiso für mi is jetzt eigentlich der Erwerb kau i sogn. Des is jetzt mein Haupterwerb sozusogn. Von dem leb i und do gengan a meine Zahlungen weg und... es geht si aus.“ (Herbert)

H: „Na, i moa i empfinds ois Erwerbstätigkeit. Weil schaun Sie, wenn i heite fuchzehn Hundert im Monat... was verkauf i denn? ... So 300 bis 700 Zeitungen im Monat.“ – I: „Ah wirklich? Wahnsinn.“ – H: „Jo jo. Bleibt schau was... muaß jo was überbleiben a! Und daun muaßt des Trinkgöd verrechnen. Des is ungefähr kaunst sogn Höfte Höfte so ungefähr. Höfte Zeitungen Höfte Trinkgöd.“ (Herbert)

Objektiv betrachtet scheint er in seinem Job erfolgreich zu sein, da ihm sogar noch was „überbleibt“ von seinem Verdienst. Auch der Begriff des Trinkgelds weist darauf hin, dass er seinen Job als „normale“ Erwerbstätigkeit wahrnimmt. Darüber hinaus kann das Trinkgeld als Symbol für die Anerkennung seiner Person oder seines Jobs gesehen werden.

Auch für Samir ist der Job keine Notlösung, sondern eine Chance, überhaupt Geld zu verdienen, da es in seinem Heimatland kaum Arbeit gibt:

Er ist vor 2 Monaten nach Wien gekommen, um Geld zu verdienen, da es zu Hause keine Arbeit gibt und er u.a. durch Regen/Hochwasser verursachte Schäden an seinem Haus reparieren (lassen) muss. Für diese Reparaturen hat er kein Geld. Außerdem hat er mit seiner Frau ein 3 Monate altes Baby. Da die Frau das Baby nicht stillen kann, muss auch das teure ‚Milupa‘ gekauft werden. (Beobachtungsprotokoll Samir)

Sprachlich ist interessant zu beobachten, wie durch gewisse Begriffe versucht wird, Normalität in die prekäre Arbeitssituation zu bringen:

„I steh hoid do meine 10 Stund oba, faung um 8i au und um 18 Uhr mach i Geschäftsschluss wie is sog und aus.“ (Herbert)

„Jo, es geht... Oba es woa friha die Station vü mehr frequentierter. Weil jetzt haums uns do die Bank zuagsperrt und des gspiad ma. [...] Oba des gspian olle Gschäftsleid.“ (Herbert)

Er spricht von “Geschäftsschluss”, nimmt sich als “Geschäftsmann” wahr und spricht von einem “uns“. Über den Platz, an dem UK immer ihre Zeitungen verkauft, sagt sie Folgendes:

UK: “Ah yes I stay... if I want to stay, if I mean to stand, I was stay 8 hours. I was stand 8 hours. 12 o’clock I go to Pause. I go back again.” – I: “And this is your ...?” – UK: Yeah, yeah, yeah, my Platz. [...] I call it my office, Büro.” (UK)

Die gesellschaftlichen Normvorstellungen gehen von gewissen Kriterien aus, die einen Job als „normal“ gelten lassen. Die Beschaffenheit der Zeitungskolportage weist davon wenige auf (keine fixen Arbeitszeiten, keine Sozialleistungen z.B. in Form von Versicherung, kann quasi „jeder machen“ etc.). Der Versuch, seinen Job als KolporteurIn begrifflich zu „normalisieren“, kann aus dem Bedürfnis resultieren, anerkannt zu werden, „dazuzugehören“, einen Beitrag zu leisten, der von der Gesellschaft als gleichwertig und wertvoll angesehen wird.

6.2.3. Der Job als sinnvolle Beschäftigung und Teilhabe

Sind AsylwerberInnen zum Nichtstun verdammt, so kann das schwerwiegende Konsequenzen nach sich ziehen. Dem kann der regelmäßige Zeitungsverkauf entgegenwirken. Dass der Job, so wie jede andere Arbeit auch, als sinnvolle Beschäftigung wahrgenommen werden kann, die dem Tag eine Struktur gibt, spricht nicht nur Seidl (siehe Kap. 6.2.1.) an, sondern verdeutlicht zudem folgende Aussage:

“Yes, yeeah, the job is the most important for we human being. Because if you don’t have job, you don’t have money. If you don’t have job you sleep more, doing nothing. That’s not good. That’s it.” (Fred)

„Na oba sonst... so fühl i mi wohl, i hob mei Aufgob und moch des. I kinnt ma ned vorstön, dass i den gaunzn Tog in da Gruft⁴ drin sitz.“ (Herbert)

„Naaa, erstens des, erstens bin i der Typ ned dazua. Zweitens amoi aaaah... solaung i Göd verdiena kau, muaß i schaun, dass i oans verdien.“ (Herbert über das Betteln)

Abgesehen vom psychologisch-gesundheitlichen Aspekt kann das Zeitungen Verkaufen auch eine Möglichkeit sein, am gesellschaftlichen Arbeitsteilungsprozess teilzunehmen. Ein Produkt zu vertreiben, welches andere Personen käuflich erwerben, kann das Gefühl vermitteln, ein Teil der Gesellschaft zu sein und seinen Beitrag zu selbiger zu leisten. Wer seinen Teil zur Gesellschaft beiträgt – und sei es „nur“ in Form einer Zeitung – darf auf die Anerkennung seiner Mitmenschen hoffen. Ob das, was man beiträgt, von der Gesellschaft auch als „anererkennungswürdig“ angesehen wird, steht auf einem anderen Blatt. Die mit dem Job einhergehende soziale Einbettung, das Gefühl, Teil von etwas zu sein und auch gebraucht zu werden, schildert Herbert in den folgenden zwei Zitaten:

„Jo mir gfoids, mir... i bin gern unta d Leid, es kuman a vü her, die nur plaudern kuman. Der erzöd ma hoid seine Gschichtln und seine Wehwehchen. Die ötaren Leid überhaupt. Der hod a Freid, weila grod wieda in Gips obagriagt hod.“ (Herbert)

⁴ Bei der „Gruft“ handelt es sich um eine Caritas-Einrichtung für obdachlose Menschen in Wien

„Und...mir mochts Spaß. I muaß ehrlich sogn, i hob mein Spaß drau. Steh auf in da Fruah, kumm do her, beim Bäcker werdn alle begrüßt amoi do die gaunzn Damen do [zeigt auf Verkäuferinnen in der Bäckerei], weil I ghea schau fost zum Inventar haums a schau gsogt. Weil waun i amoi ned do bin, daun frogns schau am nächstn Tog, wos woa los, wos is?“
(Herbert)

6.2.4. Job-Wünsche

Fragt man die VerkäuferInnen danach, welchen Job sie am liebsten machen würden, wenn sie sich einen aussuchen könnten, fallen die Wünsche sehr bescheiden aus.

“Ah just an average job. Any work. Just any work.” (Fred)

“Any job, when I have any job, it’s okay for me. That I getting money for living. [...] That’s the most important thing. I don’t select any job, you know. When I see something good that I can earn little money for living, I can do it. I don’t care, even Abwäscher, anything... I don’t care... I have to get money for living, that’s the most important thing.”
(Johnson)

“At least any job, I can do any job, so far is a job. I may realize a little money out of it at the end of the month. I may realize a little money to take care of myself. There is no problem.” (Godwin)

“If I can make a wish I can be able to... maybe... I can be ... maybe... I like to... to work in restaurant... restaurant. Or maybe I can be a painter, painting. I can paint.” (UK)

Die Berufswünsche der befragten VerkäuferInnen orientieren sich nicht an Ansprüchen wie Selbstverwirklichung oder Höhe des Einkommens. Dies könnte möglicherweise daran liegen, dass ihre harte Lebensrealität sie gelehrt hat realistisch zu denken. Für sie ist es wichtig, eine geregelte Tätigkeit, einen „average job“ zu finden, mit regelmäßigem und verlässlichem Einkommen, um ein geregeltes und gutes Leben führen zu können. Daraus lässt sich schließen, dass sie genau das an ihrem momentanen Job, also dem Straßenzeitungsverkauf, vermissen. Da sich die Berufswünsche objektiv betrachtet sehr

bescheiden gestalten, wird deutlich, dass *alles* besser wäre als der momentane Job als KolporteurIn, und sei es der Job des Abwäschers.

Es gibt aber auch jene, die gar nicht unbedingt das Bedürfnis haben, einer anderen Arbeit nachzugehen. So etwa Herbert, der den Job auch machen würde, wenn er sich jeden beliebigen Job in Österreich aussuchen könne und dies folgendermaßen begründet:

„Najo, erstens gfoids ma, zweitns liegts ma.“ (Herbert)

Auch hier kann wieder unterschieden werden zwischen den Asylwerbenden, die mit bestimmten Hoffnungen und Vorstellungen nach Wien kommen und enttäuscht werden und einem Verkäufer wie Herbert, der den Job gerne ausübt, weil er froh ist, überhaupt etwas machen zu können, wo er Geld verdient und sozialen Anschluss findet.

Klar wird an dieser Stelle, dass die gesetzlichen Rahmenbedingungen, also das Ausländerbeschäftigungsgesetz, das ausschlaggebende Kriterium sind, warum Asylwerbende sich mehr oder weniger gezwungen sehen, dem Straßenzeitungsverkauf nachzugehen, da es um die Bewältigung existenzieller Probleme wie dem Kaufen von Lebensmitteln geht. Andere VerkäuferInnen sind vergleichsweise froh über die Möglichkeit Geld (dazu) zu verdienen oder ein Mindestmaß an sozialer Teilhabe durch den Job zu erlangen. Bemühungen, den Job als „normal“ darzustellen, sind Bemühungen, ihn als „anererkennungswürdig“ darzustellen.

Je nachdem, wie man seinen Job wahrnimmt, tritt man auch während seiner Ausübung in Interaktion mit anderen Personen. Verspürt man einen großen finanziellen und/oder zeitlichen Druck, so kann es sein, dass man eventuell angespannt oder gehemmt auf andere zugeht. Macht man seine Arbeit gerne und kann den Menschen gelassener gegenüberreten, so fällt deren Reaktion möglicherweise auch anders aus. Gestaltet sich das Verhältnis zum Job schwierig, indem man ihn als „nicht gut“ und nur übergangsweise wahrnimmt, fällt es auch dementsprechend schwer, sich damit zu identifizieren und ihm Anerkennung entgegenzubringen.

6.3. KOLPORTEUR_INNEN ALS LEISTUNGSTRÄGER_INNEN

Unabhängig davon, wie die KolporteurInnen ihren Job wahrnehmen, bei der Anerkennung durch andere geht es immer auch darum, sich als LeistungsträgerIn zu präsentieren.

„Ich glaub halt immer, Menschen wollen halt, klar ist es von der Gesellschaft auch vorgegeben, aber du fühlst dich halt auch besser, wenn du was leistest und das auch entlohnt wird natürlich in der Art und Weise.“ (Seidl)

Dass man sich besser fühlt, wenn man etwas geleistet hat und entsprechend entlohnt wird, kann daran liegen, dass man durch die Anerkennung in Form einer Entlohnung einen positiven Selbstbezug herstellen kann. Wird meine Leistung honoriert – sei es in Form von Geld, Lob etc. – kann ich sie als sozial anerkannt und einen wertvollen Beitrag zur Gesellschaft wahrnehmen. Wie in Kap. 4.5. dargestellt, war und ist es immer eine Frage der Definitionsmacht, was als Leistung anerkannt wird und was nicht.

Bei Herbert richtet sich die Leistung danach, wie viele Stunden pro Tag man die Zeitung verkaufen will bzw. kann und wie ernst man den Job nimmt:

„Die Auerkennung, i muaß ehrlich sogn...des is schau... oiso wie gsogt, i man des kummt drauf aun wie i s moch, waun i heite nur dosteh a Stund, oder zwa oder drei, daun hob i ned die Auerkennung ois wia waun i do jetzt wia a Gschäft des moch. [...] Do geht's schau a um Leistung. Des is wurscht, des is a... des is... mir san a Leistungsgesellschaft und Leistung wird immer akzeptiert und a honoriert.“ (Herbert)

Seidl spricht andere Kriterien an, wobei es bei ihm um die Selbstwahrnehmung geht:

„Also es gibt schon – durch alle Schichten hindurch – gibt's solche Verkäufer, die regelmäßiger kommen und sehr bemüht sind halt, da auch irgendwie so wie sich jeder halt seine Verkaufsstrategien halt dann zurechtlegt, also jeder hat so seinen Stil oder den entwickelt er halt. Wo er merkt, okay das ist erfolgreich, das probier ich weiter. Ahm, das kann dann schon befriedigend...Mein Gott, befriedigend ist es halt auch dann vor allem, wenn du supergut verdienst damit. Oder nicht supergut, aber... also es macht natürlich mehr Spaß, wenn du dabei erfolgreich bist damit. Und wenn du natürlich einen Tag stehst und nur drei Zeitungen verkaufst, in 6 Stunden sagen wir mal, dann trägt das sicher nicht

zur positiven Selbstwahrnehmung bei. Wo man sich vielleicht vorkommt... puh, schon super zach.“ (Seidl)

Seiner Aussage zufolge können die VerkäuferInnen ihr Tun als Leistung anerkennen, wenn sie feststellen, dass ihre selbst entwickelten Verkaufsstrategien Erfolg bringen. Der wichtigste Indikator für Leistung in diesem und vielen anderen Zusammenhängen ist jedoch das Geld bzw. das Einkommen, und zwar sowohl bei der Selbst- als auch bei der Fremdwahrnehmung. Somit kommt das Einkommen einer in Zahlen ausgedrückten Anerkennung gleich. An diesem Punkt wird auch eine gewisse Ambivalenz deutlich. Einerseits richtet sich die Leistung danach, wie viel Geld man mit dem Zeitungsverkauf verdient, gleichzeitig handelt es sich im Vergleich zu anderen Erwerbstätigkeiten um so kleine Summen, dass es fraglich ist, ob sie von der Gesellschaft überhaupt als „anererkennungswürdig“ wahrgenommen werden. Widersprüchlich ist auch, dass bei jenen VerkäuferInnen, die motiviert sind, viel zu verkaufen, schnell auch der Eindruck entstehen kann, sie wären aufdringlich.

Laut Voswinkel (2002: 69 ff.) sind es die einfachen, anstrengenden und schmutzigen Jobs, welche Würdigung erhalten. Würdigung als Form der Anerkennung beruht auf Zugehörigkeit, wobei der Beitrag wertgeschätzt wird, den die Person für die Gesellschaft leistet. Geht man davon aus, dass der Verkauf von Straßenzeitungen einfach, anstrengend etc. ist, zeigt sich allerdings anhand des empirischen Materials, dass der Straßenzeitungsverkauf häufig nicht als wertvoller Beitrag anerkannt wird (eventuell auch, weil keine Steuern bezahlt werden) und statt Zugehörigkeit verschiedene Arten der Exklusion vorliegen. Die Zugehörigkeit aufgrund gemeinsamer moralischer Werte, wie sie laut Voswinkel für die Würdigung typisch ist, wird vielen KolporteurInnen auch abgesprochen, indem ihnen Faulheit, Kriminalität etc. unterstellt und Misstrauen entgegengebracht wird. Selbst in jenen Fällen, in denen eine Würdigung ihrer Leistung stattfindet, besteht die Gefahr, dass sie zur „Form ohne Inhalt“ wird, da sie z.B. aus schlechtem Gewissen gezollt wird (ebd.: 70). Werden KolporteurInnen für ihre Leistungen anerkannt, so kann es sich dabei auch um „bloß rhetorische Züge“ handeln, die durch „Suggestion eines positiven Selbstbildes“ Personen oder soziale Gruppen „in die herrschende Gesellschaftsordnung“ einbinden sollen (Honneth 2010: 103). Dass KolporteurInnen allein durch Anerkennungsbekundungen den ihnen zugedachten Platz in

der gesellschaftlichen Hierarchie wesentlich anders wahrnehmen, darf bezweifelt werden. Abgesehen davon, dass kaum öffentlich bekundete Anerkennung ihnen gegenüber stattfindet, wird anhand der Interviews deutlich, wie dringend der Wunsch ist, möglichst schnell einem anderen, besseren Job nachgehen zu können. Einzige Ausnahme stellt Herbert dar. Anhand des Herrschaftscharakters, der der Anerkennung innewohnt, wird das ambivalente Verhältnis zwischen Leistung und Anerkennung, welches auch im Kontext der Kolportage vorliegt, deutlich.

6.4. OHNE SPRACHE KEIN DIALOG

Ohne Sprache – sei es die gesprochene oder die Körpersprache – ist ein Dialog nicht möglich. Daher ist auch die Sprache eine zentrale Kategorie, sowohl bei der Kontaktaufnahme bzw. Anbahnung eines Dialoges als auch bei der gegenseitigen Wahrnehmung und Bewertung in der sozialen Interaktion. Sie stellt somit eines von vielen Klassifikationsmerkmalen für die gegenseitige Wahrnehmung dar und beeinflusst die in den folgenden Kapiteln dargestellten Kategorien maßgeblich.

„Also zuerst mal die Sprache selber, ahm... Kommunikationsmittel, auch um erfolgreich zu verkaufen natürlich jetzt ja. Um Missverständnisse zu vermeiden. Um eine Nähe herzustellen, ja. Um sich Eintritt zu verschaffen in die Offenheit des Anderen quasi. Ahm, ist urwichtig.“ (Seidl)

Im Kontext der Kolportage kann Sprache aus den oben genannten Gründen einen „Schlüssel zum Erfolg“ darstellen. Wie wichtig es ist, als ZeitungsverkäuferIn in Wien Deutsch zu sprechen, betonen auch manche der VerkäuferInnen:

“Yeah, for the people, for them to understand. You know is not everybody that understand English. You know for the people you may speak English. But then they may know you and you have to speak German for them. They may understand what you are talking about. They will also told you, speak for you. And you also hear about what they told you. That is it.” (Godwin)

“English is better... but I have to speak in Deutsch because most of costumers they speaking Deutsch, I have to... And I’m in their country, I have to learn the language. Even

I cannot I will hear little. [...] With customers musst sprechen Deutsch. Diese ist deutsch... Land.” (UK)

“Yeah the language is very difficult because I use to be I speak little, bisschen. [...] Difficult. What I can... I drinking the water and I have to force my brain to learn it. [...]. So I have to be learning because I’m in their country. I have to join them.” (UK)

An UKs Aussagen – „I’m in their country, I have to learn the language.“ – wird der normative Integrationsdiskurs sichtbar, welcher davon ausgeht, dass nur jene das Recht auf ein Leben in Österreich haben, die auch der deutschen Sprache mächtig sind. Wer seine Leistungen entsprechend präsentiert, gilt als „integrationswillig“ und „brave(r) MigrantIn“, er/sie wird durch die gemeinsame Sprache zumindest ein bisschen mehr „eine(r) von uns“. Dass die Forderungen dieses sehr dominanten Integrationsdiskurses und der Fokus auf die Sprache auch von KolporteurInnen übernommen und verinnerlicht wurde, sieht man daran, dass die meisten von ihnen betonen, wie wichtig es sei, in Österreich Deutsch zu lernen.

„Jo ausm Osten hauma vü. Rumänien hauma jetzt a vü. Jo es is... bei denen is hoid dann die sprachliche Verständigung teilweise a die Schwierigkeit, goi. [...] Weil waun mi heite ana frogt, zum Beispü es kuman jo Leid eina, der frogt mi do: ‚Wo is des, wo is des, wo is des?‘ Sog i: ‚Najo durt und durt und durt‘, oiso... Do happerts daun überoi. Voroim ans is, waun i heite irgendwo steh, in an Kaufhaus, oder, so wie do in dem Center, man schaut jo a... die umliegenden Sochn muaß i a wissen. Oiso, wo is jetzt wos. Waun der jetzt kummt. Do kuman jo Leid her und sogn daun oft: ‚Wo is die 3er-Stiegn zum Bezirksgericht? Wie kumm i durt hi?‘ Des is hoid a die Gegebenheiten, dass i hoid a a bissl auf die Gegebenheiten... des is des Wichtigste.“ (Herbert)

Neben der Rolle des Zeitungsverkäufers sieht er sich auch als Anlaufstelle, als „Experte“ für die Umgebung. Dass er mit seinem Wissen anderen Menschen helfen kann, ermöglicht es ihm, sich als wertvolles und nützliches Mitglied der Gesellschaft wahrnehmen zu können. Deutschkenntnisse erleichtern natürlich das Auskunft Geben bzw. das überhaupt-erst-gefragt-Werden. So ist es wichtig, imstande zu sein, über die Standardfloskeln hinauszugehen und flexibel Gespräche führen zu können, ansonsten kann Folgendes passieren:

„Is ja auch oft ein Problem, weil so mit diesen kleinen Wortfetzen, die sie im Deutsch können halt, sind also auch oft so standardisierte Sätze und befördern halt auch wiederum Vorurteile.“ (Seidl)

Herbert spricht oben an, dass vor allem Personen aus Osteuropa davon betroffen sind, kein Deutsch zu sprechen. Daher eignen sie sich hilfreiche „Wortfetzen“ und Phrasen an, um in Kontakt mit den PassantInnen treten zu können. Diese Phrasen oder Wortkombinationen werden oft anders verstanden, als es beabsichtigt war und können so zu Missverständnissen führen.

Im Vergleich dazu haben die meisten afrikanischen VerkäuferInnen den Vorteil, zumindest Englisch und somit „Weltsprache“ zu sprechen:

“It’s good to learn English. You don’t know English it’s difficult to communicate with someone because... all of the rest speaks German language. You see some speak German language, you see some speaking English, you see some speaking French...” (Fred)

Godwin sieht es nicht als selbstverständlich, dass in Österreich so viele Leute Englisch sprechen. Als er von Italien nach Wien kam, hielt er auf der Suche nach Hilfe Ausschau nach einem „black man“, da er davon ausgehen konnte, dass dieser ihn sprachlich verstehen würde:

“Then I moved out with my bag, I go to a street, I start looking for a black.[...] Why I didn’t look for a Austria is like, you know in Italy, they speak Italian, no English. In Italy there is no English. When I came there I was thinking is almost the same, is also the same thing. I don’t know that they speak English here. I don’t know.” (Godwin)

Dass viele VerkäuferInnen nicht Deutsch sprechen, muss vor dem Hintergrund gesehen werden, dass viele stattdessen aber einige andere Sprachen beherrschen. Da aber in Wien die deutsche Sprache als relevant gilt, wird den KolporteurInnen schnell ein Defizit zugeschrieben, ohne nachzufragen, welche Sprachen er/sie sonst noch spricht.

F: “In Nigeria, there is many local language in Nigeria. [...] But English is general language. English language. But local language, everybode have local language. For me, my community, we have our own language. Every community have their own local language. [...] There is many languages.” – I: “And with your parents? Do you speak

English with your parents or do you speak the local language?” – F: “I speak English with my parents. I speak English and local language.” – I: “So you mix it up? Sometimes this, sometimes...” – F: “Yes.” – I: “Ah, ok. So you know many languages?” – F: [Lacht] “Of course. I know many... That’s it.” (Fred)

Es scheint für Fred selbstverständlich zu sein, nicht nur eine Sprache zu sprechen. Der Vorwurf, nicht Deutsch zu sprechen erscheint vor diesem Hintergrund willkürlich und zynisch.

Trotz der als schwierig wahrgenommenen deutschen Sprache, gehen viele VerkäuferInnen mit Optimismus an das Problem heran. Dies liegt vermutlich daran, dass sie teilweise bereits in unterschiedlichen Ländern gelebt und gearbeitet haben und sich nicht zum ersten Mal in der Situation befinden, mit einer fremden Sprache konfrontiert zu sein.

“You know, if time goes on I speak. Because my brain catch all language very soon. Cause when I came to Italy it was within a month I start speaking Italian. Como estai? Graudually by gradually. If time goes on I speak. Cause my brain works when I look. You know, in morning when they greet here, they say ‚Morgen!‘. [...] You know as time goes on. My brain is catch language. I can speak language. Is no problem.” (Godwin)

“Yes little, small-small. I was come to a Deutsch-country... to speak for the language. So little by little. The language is not easy.” (Fred)

“I want to learn. I will learn it. [...] It’s difficult. It’s not easy. German language is not easy.” (Fred)

Er erklärt mir auf Deutsch, dass er ein bisschen Spanisch kann und sagt ein paar einfache Phrasen auf Spanisch. Dann erzählt er, dass er auch schon in Spanien war, wo er mit Bananen gearbeitet hat. [...] Zwischendurch, wenn wir beide um Worte ringen und mit Händen und Füßen kommunizieren, spricht er Rumänisch mit mir, weil er es auf Deutsch nicht sagen kann. Außerdem bringt er mir manche Wörter auf Rumänisch bei und ist stolz, wenn ich sie wiederhole. (Erinnerungsprotokoll Samir)

Ganz selbstverständlich wechselt Samir zwischen den Sprachen hin und her. Dabei hat er nicht den Anspruch auf Perfektion, sondern möchte sich austauschen und mitteilen.

Auffallend ist, dass manche InterviewpartnerInnen für sie wichtige und zentrale Wörter auf Deutsch sagen:

“I’m a Maler, painter!” (Johnson)

“But I have to go to Deutschkurs.” (Johnson)

“No, I don’t have a family. My mother she’s tot, my father tot.” (UK)

“I need it because I don’t have the Scheiß.” (UK)

“Then I was thinking to God: ‘Ich kann not bleibe with this’, do you understand?” (UK über ihre ersten Tage in Wien)

“The man took me there two month time then we went there and get me the Ausweis. They gave me the Ausweis and they gave me 15 paper for free, I should go and try.” (UK)

“Yeah, yeah, yeah, my Platz.[...] I call it my office, Büro.” (UK)

“Christmas time they give me Geschenk.” (UK)

Zentrale und emotional aufgeladene Wörter auf Deutsch zu sagen, kann auch ein Weg sein, sich „Eintritt in die Offenheit des Anderen zu verschaffen“ und Nähe herzustellen, so wie oben von Seidl zitiert. Werden die Wörter in der Muttersprache des Gegenübers (in diesem Fall der Interviewerin) ausgedrückt, ist es wahrscheinlicher, Empathie für die eigene Situation herzustellen und eine „Involviertheit“ im Sinne Cavells (2002: 70) zu erreichen. Darüber hinaus kann davon ausgegangen werden, dass jene Begriffe, die im Sprachunterricht – manche der Befragten besuchen ja einen Deutschkurs – erlernt werden und einen direkten Bezug zur eigenen Lebenswelt haben, besser in Erinnerung bleiben.⁵

Zeigen zu wollen, dass man einige Wörter auf Deutsch beherrscht, spiegelt erneut die bereits angesprochene normative Verbindung von Sprache und dem Recht, sich legitim in einem Land aufhalten zu dürfen, wider.

⁵ Auch die Alphabetisierungspädagogik nach Paolo Freire konzentriert sich auf Themen und Begriffe, die aus der Lebenswelt der Lernenden stammen, da selbige dadurch bewusst reflektiert und verändert werden kann (vgl. z.B. Freire 2007).

Nicht nur im Kontakt mit potenziellen KundInnen kann die Sprache auch eine Barriere darstellen und zu Missverständnissen führen, sondern auch was den Kontakt zur jeweiligen Redaktion/Organisation und das Verhältnis zum Produkt, also der Zeitung, betrifft:

„Maunchmoi kumman Kundschoften und sogn: ‚Najo, des woa oba ned guad weil...‘ Daun sog i: ‚Jo mit dem bin i a ned so einverstaundn.‘ Weils sie... teilweise... doch etwas... ah... zu links gschrieben is. Na i kaun ned nur imma ois schlecht mochn und ois schlecht mochn und ois schlecht mochn... Oba... i les man hi und do durch, gewisse Sochn wos mi a interessieren, die Kulturpassagen de san recht interessant oder wos einige Leid söba von uns a schreiben, weil es schreiben jo a etliche.“ (Herbert)

Herbert kann sich selber eine Meinung bilden von seinem Produkt, kann mit seiner Kundschaft darüber diskutieren, sich inhaltlich einbringen und spricht von einem „Wir“, d.h. er identifiziert sich bis zu einem gewissen Grad mit der Redaktion. Wer aber nicht Deutsch spricht, hat bereits Probleme bei der Kommunikation mit der jeweiligen Organisation bzw. Redaktion:

„Es ist schwierig, also da muss ich sagen, da bin ich vielleicht noch zu wenig eingedrungen in sie oder sprech auch die Sprache auch zu wenig. Wir haben eine Rumänisch-Dolmetscherin, aber sind natürlich der Kommunikation und dem Kennenlernen Grenzen gesetzt halt, ja. Es ist mehr ein intuitives Kennenlernen.“ (Seidl)

I: “Do you read the paper?” – F: “I don’t read it. They write with German language.” – I: “Do you know what’s inside? Do you know what they write?” – F: “No. I don’t read them.” (Fred)

Fred weiß demzufolge nicht, was in der Zeitung steht, die er verkauft. Seidl schildert Ähnliches über die größtenteils nicht-deutschsprachigen KolporteurInnen von MO:

„Also identifizieren glaub ich jetzt weniger, wie soll ich sagen, mit dem Job oder mit dem Produkt halt, weil sie wissen ja nicht mal so richtig was es ist und wofür SOS Mitmensch eigentlich steht.“ (Seidl)

Wie *Augustin*-Verkäufer Herbert oben erklärt, ist es auch möglich, als VerkäuferIn redaktionelle Beiträge beizusteuern. Dabei würden zwar nicht-deutschsprachige Personen von der Redaktion unterstützt, allerdings stellt sich die Frage, ob es nicht auch in dieser

Hinsicht von Vorteil ist, Deutsch zu sprechen und einen Artikel eigenständig verfassen zu können.

Versteht man als VerkäuferIn nicht, worüber in der Zeitung geschrieben wird und wofür die Organisation steht, die diese Zeitung vertreibt, so ist es auch schwer, sich damit zu identifizieren. Dementsprechend gestaltet es sich auch schwieriger, als glaubhafte(r) und authentische(r) VertreterIn der jeweiligen sozialen Gruppe oder Ideologie der Umwelt gegenüberzutreten und als solche(r) anerkannt zu werden.

Neben der gesprochenen Sprache spielt natürlich auch die Körpersprache eine wichtige Rolle in der sozialen Interaktion. Das nächste Kapitel zeigt anhand der Beobachtungsprotokolle, wie ausschlaggebend diese vor allem bei der Kontaktaufnahme zu PassantInnen ist.

6.5. KONTAKTAUFNAHME UND VERKAUFSSTRATEGIEN

Vorweg muss klargestellt werden, dass in der vorliegenden Arbeit mit „Strategie“ nicht automatisch ein berechnendes und durchgeplantes Vorgehen gemeint ist, sondern auch intuitive oder unbewusste Verhaltensmuster dazu zählen. Die Beobachtungsprotokolle (BP) zeigen, dass die Anbahnung für einen Dialog fast ausschließlich von den VerkäuferInnen ausgeht. Dabei gibt es eine Reihe von „Strategien“, die Aufmerksamkeit auf sich und sein Produkt zu lenken. Die Beobachtungsprotokolle zeigen, dass es primär darum geht, *überhaupt* erst einmal Aufmerksamkeit zu bekommen.

Raum einnehmen

Wie unterschiedlich die VerkäuferInnen versuchen, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und wie viel Raum sie dabei einnehmen, zeigen folgende zwei Auszüge:

Der Verkäufer ruft laut und um sich blickend „Ganz neue Ausgabe!“ und „Hallo“. Er deutet mit dem Finger auf PassantInnen, die vorbeigehen und ruft immer wieder „Ganze neue Ausgabe!“. Er spaziert dabei herum im Umkreis von ca. 5 Metern, er geht direkt auf einzelne Personen zu. Er visiert Personen an, zeigt mit dem Finger auf sie, geht hin. Die anvisierten Leute reagieren amüsiert oder ahmen ihn in ihrer Reaktion nach (mit ähnlich

„coolen“ Gesten). Dabei grinsen sie alle, lehnen aber dankend ab. Er nimmt mit seinen Bewegungen sehr viel Raum ein. Er möchte ins Gespräch verwickeln, z.B. stellt er die Frage „Eine Frage! Hast du den neuen Augustin schon?“. Die meisten Menschen grinsen, horchen im Vorbeigehen – nur manche werden langsamer – kurz zu, schütteln dann den Kopf, sagen „Nein, danke.“ und gehen weiter. (BP Nr. 2)

Dieser Verkäufer geht sehr offensiv vor, er spricht die Leute direkt an, nimmt räumlich und akustisch viel Platz ein. Somit ist es für die PassantInnen schwieriger, sich ihm und seinem Anliegen zu entziehen. Einige reagieren, indem sie dankend ablehnen. Das ist es, was Honneth (2005: 59 f.) unter einer „ganz elementare[n] Form der intersubjektiven Bestätigung“ versteht, bei der es nicht um Wohlwollen oder Freundlichkeit geht, sondern darum, den Wert des Anderen per se zu bejahen. (Siehe Kap. 4.4.3.) Auch wenn die Leute dem Verkäufer keine Zeitung abkaufen, so reagieren sie zumindest auf ihn.

Im Vergleich dazu scheint der Verkäufer im folgenden Ausschnitt für die PassantInnen „unsichtbar“ zu sein. Durch seine zurückhaltende, vielleicht auch schüchterne Art gelingt es ihm nicht, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Hier beansprucht nicht der Verkäufer den Platz für sich, sondern die PassantInnen, die sogar so knapp an ihm vorübergehen, als wäre er nicht vorhanden. Dass die PassantInnen ihn quasi übersehen, liegt an seiner Körpersprache, welche Unsicherheit und Rückzug signalisiert. Möglicherweise ist das seine Strategie, um eventuellen negativen Reaktionen und Missachtung entgegenzuwirken, die durch ein offensiveres Auftreten eher provoziert werden könnten.

Die Zeitungen hängen links und rechts von seinem Arm bzw. seiner Hand runter. Wenn Passanten kommen, streckt er die Arme leicht von sich. Manche Leute gehen ca. 10 cm knapp an ihm vorbei, ohne ihn anzuschauen. Er dreht sich in alle Richtungen, streckt die Zeitung immer wieder von sich. Er knabbert auf seinen Lippen und streckt beide Arme von sich, in jeder einen kleinen Stapel Zeitungen. Er spricht nicht mit den Leuten. Teilweise gehen die Leute extrem knapp an ihm vorbei und reagieren nicht auf ihn. Sie schütteln auch nicht den Kopf. Er streckt die Zeitung immer wieder in den Weg der Passanten, lässt dann die Arme aber wieder langsam sinken. [...] Sein Bewegungsradius ist relativ klein. Er bleibt am gleichen Platz stehen und tritt auf der Stelle. (BP Nr. 3)

Generell ist anzumerken, dass die *Augustin*-VerkäuferInnen in der Regel ihren fixen Standort haben, während VerkäuferInnen von *MO* und *Global Player* hauptsächlich zu Fuß bestimmte Plätze abgehen. Dadurch entsteht bei manchen Personen vielleicht eher der Eindruck eines „Überrannt-Werdens“ oder dass die VerkäuferInnen „überall“ seien.

Die Strategie mancher Verkäufer ist es, sich Frauen gegenüber charmant zu zeigen und Komplimente zu machen. Dabei kann sich neben sprachlichen Barrieren auch das Einnehmen von Raum negativ auf die Interaktion auswirken:

„Das kam leider, nicht so oft, aber doch ab und zu vor, dass es auch sexuelle Belästigung gibt. Gerade die jungen Herren da bei uns, äh, schlagen manchmal halt ein bissl einen falschen Ton an, weil, bei jungen Frauen halt sag ich mal, ja... [...] Und meinen das vielleicht sogar irgendwie charmant, ist aber halt natürlich jenseitig, ja. ‚Du schöne Frau‘ oder ‚schöne Prinzessin‘ [...] Und das nimmt der Eine halt so und der Andere so auf. Und wenn er halt dann womöglich dir auch noch auf die Schulter klopft dabei, dann geht das für manche halt gar nicht mehr halt. Also wenn diese Privatsphäre oder diese Mindestsphäre nicht eingehalten wird, dann gibt’s schon ungute Geschichten, ja. Und Frauen haben dann vor allem mal ein bissl Angst, Kinder und so halt, weiß nicht, wenn kleine Kinder dabei sind... Da gibt’s schon mal Unmut. Und, was passiert ist, es werden halt dann die gängigen Vorurteile, die wir eh kennen, auch natürlich sehr verstärkt bzw. manifestieren sich dann halt.“ (Seidl)

So kann es also auch vorkommen, dass manche KolporteurInnen die Privatsphäre der PassantInnen nicht wahrnehmen oder respektieren. Wird die Intim- oder Individualsphäre verletzt, kann durch diese Bedrängnis Angst entstehen. Diese Angst wiederum begünstigt das Entstehen und Erstarken von Vorurteilen. In diesem Fall wird aufgrund der Missachtung durch die KolporteurInnen der Nährboden für weitere negative Klassifikationen geschaffen.

Aber auch KolporteurInnen können sich von ihrer Umwelt bedrängt fühlen:

„Also, ich mein, gewisse Situation, wie man’s halt auch kennt, der fühlt sich belästigt derjenige [der Kolporteur, Anm. KS] und einer ignoriert’s und ein anderer sagt ‚Verschwind!‘ halt zum Beispiel. Und solche Sachen halt. Das kann sich schon auch hochschaukeln.“ (Seidl)

Wie man als KolporteurIn auf die Bedrängnis reagiert ist ebenfalls ausschlaggebend dafür, welche Klassifikationen in der weiteren Interaktion zum Tragen kommen.

Das Miteinander

Herberts Verkaufsstrategie ist es, die jeweilige Situation intuitiv einzuschätzen:

„Erstens amoi, i bin schau gaunz freindlich mit die Leid, und ned i geh jetzt auf d Leid zua, d Leid gengan schau mehr auf mi zua. Oiso... des is genau... des is so a gegenseitiges Spiel, sog ma so. Des muaß ma genau obschätz, normal obschätz. Weil i kaun heite... waunst heite auf Druck oabeitest, waunst da an Druck mochst weilst sogst du muaßt verkaufen, weil i hob des und des, daun geht überhaupt nix. [...] Weil des gspiad ma.“
(Herbert)

Herbert geht nicht nur auf die KundInnen zu, er lässt sie auch auf ihn zukommen. Dies spricht für eine relativ gelassene Einstellung.

„Und vor oim der Verkaufstil is jo a... mischt jo a vü mid. I kau heite aggressiv verkaufen, waun i heite an bedräng, najo, daun werdn die Leid natürlich auch aufmüpfig gegenüber diesem.. Oba waun i heite locker bin und dort steh und... geht's, geht's, geht's amoi ned, geht's hoid amoi ned. Is wia bei an Gschäft.“ (Herbert)

Er nimmt die soziale Interaktion als eine Wechselwirkung aus Aktion und Reaktion wahr. Dabei möchte er auf die PassantInnen keinen Druck ausüben, aber auch nicht zu passiv wirken. Er spricht von einem „Miteinander“, bei dem die „Chemie“ stimmen muss:

„Es is eigentlich a Miteinander, jo. [...] Und waun des stimmt, waun die Chemie stimmt, daun passts. Oiso ma derf ned zu vü Druck hobm und ned zu wenig. Kaun ned do steh und Zeitungen hoidn, daun werd i a oiweu nix verkaufen. Waun i oba jetzt zu aggressiv verkauf, dass i wirklich auf Druck hingeh und zack bumm und... daun funktioniert des a ned.“
(Herbert)

„Ma kennt die Leid. Und daun waß ma genau der oabeitet do. Ma griäßt si zwoa freindlich, oba i were erm ned jedn Tog a Zeitung autrogn, oiso... [...] Is jo a des Hauptzii sog i. Weil waun der kummt, der waß genau jetzt griagta die neiche Zeitung, aaah, aus Ende. Daun kummt er wieder. Aus.“ (Herbert)

Seine Strategie ist es, in der Interaktion eher respektvoll und zurückhaltend zu sein und auch anzuerkennen, wenn jemand keine Zeitung kaufen möchte, dafür jedoch die Kundschaft längerfristig an sich zu binden, indem man Gespräche führt und Interesse füreinander zeigt.

Entertainment und „do smiling“

Nur ein Produkt zu verkaufen reicht manchmal nicht aus, manche PassantInnen wollen „mehr“, sie wollen eine zusätzliche Leistung, z.B. in Form eines „exotischen“ Entertainments:

“Sometimes I sing. I play with my customers. You know some of them like Musik. I sing with them African music. And they say: ‘Wow, super, schön!’ Blablabla. (lacht) Yeah, I sing. Not every time but when it enter my brain I can be able to be dance and sing. And they love it.” (UK)

Generell ist bei den KundInnen gute Laune gefragt und wird von den KolporteurInnen folglich auch „angewendet“:

“I always feel happy and do smiling with everybody.” (Johnson)

„Gestik, Mimik ist da auch sehr wichtig. Also grade das Anbieten der Zeitungsverkäufer is ja eh was Typisches, ja, die Zeitung halt. Oder auch andere Gesten, die wir vielleicht nicht so gerne sehen jetzt halt als Kolportageprojekt-Betreiber [...] oder ein schmerzverzerrtes Gesicht halt [...] Ich mein, es is ja oft. Ahm und damit können natürlich manche Menschen ganz schlecht umgehen. Und wenn einer freundlich und immer mehr auf lustig ist, ist das schon mal besser. Ich glaub grad diese leidenden Gesichter ah, das mögen viele überhaupt nicht.“ (Seidl)

Der Gesichtsausdruck oder die gezeigten Emotionen werden – ob bewusst oder unbewusst – als „Instrumente“ eingesetzt, um bestimmte Ziele zu erreichen. Somit gehört auch dieses Feld zu jenen „institutionellen Feldern“, die naturgemäß darauf ausgelegt sind, sein Selbst zu präsentieren und einen dazu zwingen, „bestimmte Empfindungen bloß vorzutäuschen“. Dadurch würde laut Honneth (2005: 104 f.) Selbstverdinglichung gefördert (Siehe Kap. 4.4.3.). Diese Verdinglichung in Bezug auf das Selbst liegt dann vor, wenn die eigenen Wünsche und Empfindungen nicht (mehr) als „artikulationswert“ empfunden werden,

sondern als „dingliche Objekte“, die „passiv beobachtet oder aktiv erzeugt werden können“ (ebd.: 93). Bemühen sich KolporteurInnen z.B. freundlich zu sein, ohne dass sie sich danach fühlen, wird diese Empfindung „aktiv erzeugt“ und gefährdet ihre anerkennende Selbstbeziehung.

Manche VerkäuferInnen präsentieren sich gut gelaunt, während sich andere eher leidend geben und auf Mitleid hoffen. Da laut Seidl diese „leidenden Gesichter“ aber „viele überhaupt nicht mögen“ ist fraglich, ob jene PassantInnen, die dieses Leid nicht sehen möchten, bereit sind, Mitleid – in welcher Form auch immer – zu spenden.

Auch Herbert, welcher auf professionelle Zurückhaltung setzt, hält nicht viel davon, wenn VerkäuferInnen jammern („lamentieren“):

„Der ane, mei Nochfoiger, wos jetzt dort steht, der lamentiert hoid dort richtig... Oba i sog hoid oiweu, du waunst deine Stunden stehst kummst a auf dein Schnitt und... es passt.“
(Herbert)

Eine weitere Strategie, nämlich die Demut, konnte anhand der Beobachtungsprotokolle festgestellt werden:

Mit Blick zur Tür steht er und jedes Mal wenn jemand rauskommt nickt er mit hochgezogenen Schultern leicht mit dem Kopf, manchmal bewegen sich die Lippen dabei. [...] Da kommt das Pärchen wieder zurück, der junge Mann kramt in seiner Umhängetasche und gibt dem Verkäufer ein paar Münzen. Auch sie gibt ihm was in die Hand. Er hebt die Fäuste, wo das Geld drinnen ist nach oben (so als würde er triumphieren, gleichzeitig wirkt es demütig und dankend). Das Pärchen geht wieder in die Richtung, aus der es gekommen ist. [...] Ein Mann kommt aus dem Billa raus, hat seine Geldtasche in der Hand, geht auf ihn zu, nimmt ein paar Münzen raus und gibt sie dem Verkäufer. Dabei nickt er ihm kurz zu. Der Verkäufer umschließt die Münze mit der Hand und legt die geschlossene Faust auf seine Brust, legt den Kopf schief und nickt. Der Mann nickt auch kurz und geht weg. (BP Nr. 5)

Die Körpersprache des Verkäufers ist zurückhaltend, demütig und dankbar. Durch die Demut stellt er sich selbst niedriger als die Person, die ihm eine Zeitung abkauft oder ihm Geld gibt. Diese Demut ist zu unterscheiden von der Demütigung. Während die Demut als

„Strategie“ in diesem Fall freiwillig gewählt wird, wird die Demütigung durch andere Personen zugefügt und zerstört das positive Selbstbild. Der überschwänglich gestikulierende Dank des Verkäufers ist die „Gegenleistung“ für die GeberInnen, sie können dadurch z.B. ihr Selbstwertgefühl steigern. (Näheres zu den SpenderInnen-Motiven siehe Kap. 6.1.3.) Einen „armen“ Kolporteur durch eine kleine Spende „glücklich“ gemacht zu haben, kann für manche Menschen auch eine Art von Entertainment darstellen.

Selbstüberwindung und neue Kompetenzen

„Weil friha woas hoid leichter mit ana Oabeit , i man woaßt eh, do bei de Firmen... bin i einigaunga, hob i ,Sie brauchen wen? Do bin i! Des, des, des kaun i. Die Qualifikationen hob i. Ja oder Nein?‘. Heid is hoid nimmamehr so.“ (Herbert)

Durch die neue Lebenssituation und die Armut sind bei Herbert seine „alten“ Kompetenzen nun nicht mehr gefragt. Um sein Leben bewältigen zu können, brauchte er plötzlich neue Strategien und Kompetenzen, oder wie Honneth (1994b: 109) es nennt, „neue Fertigkeiten von alltagspraktischer Relevanz“. (Siehe Kap. 4.6.2.) Wie kompromisslos sich die neue Situation gestaltet, erzählt UK:

“There is one day I was so stressed, I don’t have money for food. Then I was thinking to God: ‘Ich kann not bleibe with this’, do you understand? [...] And I was thinking. Then somebody came – a Cameroon Mann – to know where is the problem? I told him I’m confused. I don’t have money to take care of myself. I want maybe I starting here. And then he said he want to tell me something. Can I sell this Augustin? Am I shy? I say ‘I’m no shy, I can do!’ There is something I can do, there is money. How can I be shy? See there is somebody that have money that can be shy, I cannot be shy, I don’t have any help. [...] I don’t have choice.“ (UK)

Wer auf dem regulären Arbeitsmarkt so gut wie keine Chancen hat und auf jeden Euro angewiesen ist, für die/den ist die Schüchternheit ein Luxus, den man sich nicht leisten kann. In einer derart ausweglosen Situation bleibt UK nichts Anderes übrig, als sich zu überwinden.

„Also man kann sicher nicht, man darf kein schüchterner und scheuer Mensch sein halt, ja. Sonst wird er da ein Problem haben damit ja. Also es hilft, wenn man da a bissl a dicke Haut hat, ja.“ (Seidl)

F: “Yes, it was difficult. Very difficult.” – I: “Did it get better after some time?” – F: “A little. The more you work the more you are strong at the job.” – I: “What is the most difficult thing about your job?” – F: “The most difficult thing is to stand. You don’t want to stand. To stand for me it’s not easy. And you talk to people, you talk to people, you talk to people...” (Fred)

“Is very difficult is... standing! Because sometimes I will not stand but I will force myself to stand. So I can save something to... something to use to eat.” (UK)

“It’s hard, it’s very difficult. But that’s the most I started it... I don’t know, I don’t have customer. I don’t know people.” (UK über ihre Anfangszeit als Kolporteurin)

Neben den körperlichen Anforderungen, welche auch in den Beobachtungsprotokollen anhand der Körpersprache der VerkäuferInnen festgestellt werden konnten, kostete es Fred und UK vor allem am Anfang auch Überwindung, so viele fremde Personen ansprechen zu müssen. Gerade am Anfang fällt es vielen VerkäuferInnen schwer, auf sich alleine gestellt zu sein und Strategien zu finden, die sie sowohl mit sich selber vereinbaren können als auch Erfolg bei den PassantInnen bringen. Jeder Versuch und jede Strategie, die Zeitung zu verkaufen, kann unterschiedliche Reaktionen und Bewertungen durch die PassantInnen auslösen, mit denen man umzugehen hat. Da „alltägliche interethnische Begegnungen“ (Sutterlüty, Neckel 2006: 812) informell sind und somit keinen „objektiven normativen Regeln“ unterliegen (siehe Kap. 3.1.), kann es für die KolporteurInnen anfänglich sehr schwierig sein, einzuschätzen, wie die Reaktionen auf sie ausfallen. Sie können sich nicht auf ein bestimmtes Regelwerk verlassen, wie es in anderen Feldern häufig existiert und eine gewisse Sicherheit bzw. einen gewissen Schutz bietet. In dieser „Anarchie“ sind sie den Bewertungen und Reaktionen der PassantInnen, welche Resultate unterschiedlichster Normvorstellungen sind, quasi schutzlos ausgeliefert. Beispiele dazu werden in Kap. 6.6. angeführt.

“To sell the paper is not easy because of the people. Some people like you, some people they don’t like you, you know. Be different... different äh... mentality, you know. Different human being.” (Johnson)

„Da Aunfaung, da Einstieg woa schwer, schwierig, weil erstens amoi... es is a so, dassd gsogt griagst deine Zeitungen, verkaufen muaßtas söba. Gespräch und ois muaßt selber aufbaun. Oiso woas eigentlich schau schwierig muaß i sogn.“ (Herbert)

„...oba die Überwindung woa hoid daun nur des wo... wie moch i des? Wie stöll i des au daun? Und daun... was gibts... was bleibt über bei dem Gaunzn?“ (Herbert)

Der finanzielle Druck bringt die KolporteurInnen in die Lage, neue Kompetenzen entwickeln zu müssen, angefangen von der Selbstüberwindung fremde Menschen anzusprechen und sich einer möglichen Missachtung auszusetzen bis hin zu finanziell erfolgreichen Verkaufsstrategien. Die Angst vor Missachtung und vorenthaltener Anerkennung und die damit verbundene Verletzbarkeit spielen hier eine wichtige Rolle.

Der Vollständigkeit halber sollen neben den körperlichen Anforderungen und der sozialen Schutzlosigkeit auch die Wetterverhältnisse, denen manche VerkäuferInnen ausgesetzt sind, nicht unerwähnt bleiben:

„Najo, s Schwierigste is... die Wetterverhältnisse. Oiso i hob jo a Glick, weil i unter Doch bin, oba die was draußen stengan die kuman gscheid drau, oiso im Winter und so. Do is schau kritisch.“ (Herbert)

Die Straße stellt eine Arena dar, in der durch soziale Interaktion um Anerkennung gekämpft wird und man versucht, Missachtung der eigenen Person gegenüber zu vermeiden. Die im Feld relevanten Klassifikationskategorien, anhand welcher entschieden wird, ob und inwiefern jemand anerkannt wird, werden im nächsten Kapitel näher dargestellt

6.6. WAHRNEHMUNG UND KLASSIFIKATIONEN VON KOLPORTEUR_INNEN

„Ahm, die Wahrnehmung hat sich gewandelt jedenfalls würd ich mal sagen, so vom Beginn der ersten Straßenzeitungsverkäufer, die ja mit dem Augustin '95 gegründet wurde, halt gegeben hat. [...] Und da hat sich das Bild schon gewandelt, ja. Zum Einen, weil's die Menge halt irgendwie ausmacht, die sichtbare Armut halt stärker wurde und damit auch ein gewisses Unbehagen. Also ich sag mal, das Image hat sich tendenziell eher verschlechtert, ja. Wobei aus meiner Erfahrung ich schon sagen muss, dass es einfach gegenüber Roma eine besondere... besondere Vorbehalte und Vorurteile gibt halt, ja.“
(Seidl)

Die Aussage von Seidl spiegelt den Großteil jener Kategorien wider, die sich auch in der restlichen Empirie als relevant herauskristallisiert haben: Ethnizität und Roma als „Spezialfall“, In- und AusländerInnen, Rassismus, sichtbare Armut und ihre „kritische Menge“. Darüber hinaus stellte sich auch die Kategorie „BettlerInnen“ als häufig vorliegende Klassifikation heraus. Wie im theoretischen Teil der Arbeit angeführt, wird sich auch in den folgenden Kapiteln zeigen, dass die Ethnizität für die Wahrnehmung ausschlaggebend ist und in jede der Klassifikationskategorien wesentlich hineinspielt.

6.6.1. Ethnizität und „Spezialfall Roma“

„Es wird ja dann eben auch vermischt, also der Zeitungsverkäufer wird nicht getrennt vom im Rollstuhl sitzenden Rom halt, ja. Und das ist ja teilweise wirklich arg, und hiniger Haxn, weißt eh und Fetzen fast schon halt, ja. Die meisten bei uns sind ja gar nicht so. Aber es wird halt sehr in einen Topf gehauen und ja, das ist eindeutig natürlich Ethnizität so gesehen halt, ja. Weil die Roma schon sehr auffällig sind, auch in ihrer Attitüde halt, wie sie die Geschäftsanbahnungen halt vollführen, sag ich mal, ja?“ (Seidl)

Egal, ob die Person eine Straßenzeitung verkauft oder bettelt, ob sie einen gepflegten und gesunden Eindruck macht oder körperlich beeinträchtigt und in „Fetzen“ ist, ausschlaggebend ist, dass sie „wie ein(e) Rom(a)“ aussieht oder sich „so“ gibt. Auch Seidl nimmt eine „auffällige Attitüde“ wahr, die er speziell den Roma zuschreibt. Somit wird in

der Wahrnehmung z.B. nicht die Art des Erwerbs oder der körperliche Zustand als Unterscheidungsmerkmal herangezogen, sondern aufgrund von stereotypen Zuschreibungen auf eine gemeinsame Ethnizität geschlossen, die somit alle „gleich“ macht.

„...und die vielen Roma, die's halt gibt in Rumänien, Bulgarien, Slowakei, die teilweise dort kaum bis kein soziales Netz haben, eine irrsinnig hohe Arbeitslosigkeit, keine Möglichkeiten Geld zu verdienen, werden staatlich nicht aufgefangen, bekommen unglaublich wenig Sozialhilfe, kann man eigentlich kaum davon leben. Das heißt, sie versuchen halt irgendwo anders hinzugehen, wo es besser ist. Allerdings, ist es ja nicht so, dass sie sich dort niederlassen, sondern sehr wohl immer zurückgehen, immer wieder halt, oder halt herumpendeln sag ich mal.“ (Seidl)

Dass sich die Roma hier nicht niederlassen, sondern nur nach Wien kommen, um Geld zu verdienen, welches sie dann aber in der Heimat investieren, widerspricht dem Selbstverständnis des Nationalstaates. Durch ihr Hin- und Herpendeln bringen sie – zumindest aus Sicht des österreichischen Staates – ihre Loyalität einem anderen Staat, also ihrem Herkunftsland, entgegen und werden dadurch als fremd wahrgenommen. (Kap. 3.3.) Da die Roma Reisefreiheit in Europa genießen und ihren Lebensmittelpunkt nicht in Wien bzw. Österreich einrichten, stellen sie eine besondere Herausforderung dar, da Assimilierungsversuche durch österreichische Institutionen und Politik – etwa in Form von Deutschkursen – hier nicht greifen. Das Verhältnis der Roma zu ihren jeweiligen Herkunftsländern erscheint angesichts ihrer prekären Situation unter Anerkennungstheoretischer Perspektive als interessantes Forschungsgebiet, würde aber an dieser Stelle den Rahmen sprengen.

6.6.2. In- und AusländerInnen

Auf die Frage, ob in der Wahrnehmung der KolporteurInnen zwischen In- und AusländerInnen unterschieden würde, antwortet Seidl:

„Mhm, total, ja. Weil die meisten Straßenzeitungsprojekte sind eben – USA weiß ich jetzt nicht genau, aber in Europa zumindest – als soziale Projekte für die Locals halt

entstanden, eben Obdachlose oder vielleicht auch Punks oder für wen auch immer. Und, ahm, wie soll ich sagen, ich mein, pf, es hat sich einfach mit, also allgemein halt, mit der Ostöffnung total verändert...“ (Seidl)

Es geht also darum, dass es für manche Menschen ein Problem darstellen kann, dass Projekte, die ursprünglich für „unsere“ Leute ins Leben gerufen wurden, nach und nach auch von immer mehr Nicht-ÖsterreicherInnen in Anspruch genommen wurden. Dahinter verbirgt sich die in Kap. 3.1. angesprochene Vorstellung einer Blutsverwandtschaft zwischen den Mitgliedern einer ethnischen Gruppe, aufgrund derer materielle und sozio-kulturelle Güter nicht auf Mitglieder anderer ethnischer Gruppen aufgeteilt werden könnten. Die eigene „solidarity-group“ – im Kontext der Arbeit also obdachlose oder suchtkranke ÖsterreicherInnen – zu unterstützen ist dieser Logik nach gut, Angehörige anderer „Verwandtschaften“ zu unterstützen könnte allerdings das Wohl der eigenen gefährden. Dies zeigt auch der Vergleich der beiden folgenden Erzählungen von UK und Herbert:

“They’re talking ah... ‘Look for a job! Diese ist not Arbeit!’, ‘Du musst suchen zu Arbeit!’ Blablablabla... I say: ‘Keine Arbeit! Can you give me work?’ I say: ‘Can you give me work? I’m ready to work but I don’t have work.’ [...] Yeah, I told them like that. ‘Because I cannot feed myself.’” (UK)

Ihr wird vorgeworfen, den Job als Zeitungsverkäuferin nur aus Faulheit zu machen, weil sie sich keinen „richtigen“ Job suchen wolle. Angesichts der bereits geschilderten Umstände, in denen UK als Asylwerberin sich befindet, scheint diese Art von Aussagen mehr als zynisch. Indem man ihr *erklärt*, dass ihre Tätigkeit gar keine Arbeit sei und sie sich deshalb eine suchen müsse, degradiert man sie nicht nur intellektuell, sondern missachtet komplett ihre Art der Armutsbewältigung. Die Anerkennungsordnung regelt, *wer für was in welcher Weise Anerkennung gewinnt oder gewährt*. (siehe Kap. 4.3.) An dieser Stelle wird deutlich, dass die mit Autorität ausgestattete Person (ÖsterreicherIn) der performativen Leistung von UK (ihrem Job) durch die ausgedrückte Degradierung Anerkennung vorenthält. Die Unterstellung, es scheitere nur an ihrem Willen, keinen besseren Job zu haben, zeugt nicht nur von einem Wissensmangel bzgl. der Situation von Asylwerbenden bzw. KolporteurInnen, sondern könnte auch auf die rassistische

Vorstellung von „faulen AfrikanerInnen“, die zwar keine Lust auf richtige Arbeit hätten, aber dennoch „unser Geld“ wollten, hindeuten.

Ganz anders gestaltet sich die Wahrnehmung der Menschen in Bezug auf Herbert:

„Jo es is, schau es is heite so, dass i hob do... der ane, der was do bei mir gstaundn is, der duad normal Spenden sammeln für seinen Hund und sich selber, jo. Und oft steht er a do draußen. Oiso es stört mi ned. Oba daun kummans schau eina die Leid und sogn: ‚Der hackelt nix!‘ und so weiter. Und ‚Der steht nur do zwa Stund. Der soid was oabeitn geh!‘ Sog i: ‚Pf, jo, was... mi stört er ned‘, sog i, ‚was soid i mochn?‘“ (Herbert)

Indem Herbert die Ansprechperson ist, bei der sich die Leute über jenen Mann aufregen, der „nichts tut“ und „arbeiten gehen soll“, stellen sie ihn auf ihre Seite und grenzen sich gemeinsam von dem Mann ab. Dadurch erkennen sie indirekt an, dass Herbert Zeitungen verkauft anstatt zu betteln und machen ihn zu einem von ihnen. Herbert hingegen scheint kein Problem mit dem Mann zu haben, die Formulierung „Spenden sammeln“ anstatt „betteln“ könnte darauf hindeuten, dass er die Tätigkeit legitim findet.

In beiden Fällen wird jemandem vorgeworfen, nicht zu arbeiten. Dass es im zweiten Fall jemand ist, der tatsächlich keiner Erwerbstätigkeit nachgeht, während es im ersten Fall UKs Erwerbstätigkeit betrifft, ist interessant. Dadurch wird Herbert als österreichischer Kolporteur eine Stufe höher gestellt als die aus Afrika stammende UK. Es liegt die Vermutung nahe, dass auch hier die Ethnizität wie ein „Filter für andere Klassifizierungen“ (Sutterlüty, Neckel 2006: 805) – in diesem Fall arbeiten und betteln – wirkt. (Siehe Kap. 3.1.) Wie der Job des Kolporteurs/der Kolporteurin wahrgenommen wird, ist im angeführten Fall abhängig davon, ob es sich um eine(n) österreichische(n) oder nicht-österreichische(n) VerkäuferIn handelt. Dass Herbert vor vielen Jahren von Niederösterreich nach Wien migriert ist, scheint an dieser Stelle irrelevant zu sein. Da im Vergleich zur transnationalen Migration die innerstaatliche nicht als Problem wahrgenommen wird, gilt Herbert auch nicht als Migrant und „antinomy to an orderly working of state and society“ (Wimmer, Glick Schiller 2002: 309).

Das folgende Kapitel zeigt, dass Rassismus nicht nur latent, sondern auch explizit vorliegt.

6.6.3. Rassismus

Die Art des Jobs des Zeitungsverkaufs erleichtert es dem sozialen Umfeld, sich im Vorbeigehen ein schnelles, einschlägiges Urteil zu bilden, indem es sich gängiger Vorurteile bedient. Manchmal wird diesem Urteil auch Ausdruck verliehen:

„Wir hatten auch Leute, afrikanische Asylwerber, wie wir begonnen haben, als Kolporteur und nach kurzer Zeit haben sie's sein lassen halt, weil manche können, haben halt schlechte Erfahrung gemacht, weil er beschimpft wurde, einschlägig aufgrund seiner Hautfarbe etc. Ahm, da wirst du halt natürlich konfrontiert mit Rassismus halt, ja, weil du halt mehr in der Öffentlichkeit stehst und auf die Leute ja auch zugehst. Du versteckst dich halt nicht so.“ (Seidl)

Die Präsenz, die der Job mit sich bringt, geht mit einem Ausgeliefertsein einher, das besonders bei rassistischen Äußerungen sehr fatal sein kann. Das Zugehen auf Leute kann dabei die rassistischen Äußerungen noch verschärfen, da man Personen ungefragt mit einem Anliegen konfrontiert und nicht, wie vielleicht erwünscht, im Stillen und Verborgenen sein Dasein fristet. Manche Reaktionen fallen dabei besonders extrem aus:

„Because some come, they call me... spit..., Scheiße! Arschloch!“ (UK)

Eine derartige Form von Missachtung entspricht der Entwürdigung und Beleidigung bei Honneth (1994a: 217; siehe Kap. 4.4.2.). Dabei wird der soziale Wert einer Person einer gewissen Normvorstellung entsprechend als minderwertig wahrgenommen und dargestellt. Durch die Degradierung ihrer Eigenschaften oder Lebenspraxis wird auch die Grundlage, durch die sich UK selbst als sozial wertvoll wahrnehmen kann, gefährdet. Auch Johnson spricht Rassismus als Problem offen an:

“Sometimes, some of them I can say, they are just like a racist, some of them, you know. Some of them they are happy with you, some are not happy with you, you know.” (Johnson)

Das nächste Zitat zeigt sein Unverständnis darüber, dass sich PassantInnen lediglich aufgrund eines so beliebigen Merkmals wie Hautfarbe zu negativen Zuschreibungen und herabwürdigenden Reaktionen hinreißen lassen:

“I’m human, everybody... I have my two eyes, I have my two legs, so yes I am a... it’s just a color. Everybody are the same.” (Johnson)

Dass verschiedene Formen von Missachtung den positiven Selbstbezug dramatisch gefährden können, wurde im theoretischen Teil bereits ausführlich besprochen. Wenn die Person aber gar keine Alternative zu ihrer momentanen Lebenspraxis hat, so muss sie eine Strategie entwickeln, um damit fortfahren zu können, ohne dabei zu Grunde zu gehen. In UKs Fall scheint es, als würde sie sich bewusst von den Bewertungen der anderen abgrenzen:

“The Austria people, some of them they appreciate, some of them... sometimes some of them they insult me. [...] I use to receive insult but I am know what I’m looking for. I know my, what I’m passing through. All men and women they are not the same. Some think different, some think normal. Some have the feeling. That is... that is, life goes on.” (UK)

Nur sie alleine weiß, wonach sie im Leben sucht und was sie gerade durchmacht. Somit relativiert sie die Bewertungen der anderen. Außerdem tröstet sie sich mit dem Gedanken, dass es eben überall Menschen gebe, die unterschiedlich denken und relativiert somit auch den expliziten Bezug auf ihre Person.

Sich zurückzuziehen oder den Job aufzugeben kann für die VerkäuferInnen eine existenzielle Bedrohung darstellen. Es ist daher davon auszugehen, dass viele lieber in Kauf nehmen, beleidigt – in UKs Fall sogar bespuckt – zu werden, als mit dem Zeitungsverkauf aufzuhören. Generell zeigen die rassistischen Reaktionen, dass die Anwesenheit afrikanischer KolporteurInnen für manche PassantInnen eine Irritation und/oder Bedrohung darstellt. Dies liegt laut Grinberg und Grinberg (1990: 91) daran, dass sich durch ihre Anwesenheit die „Struktur der Gruppe“ und die bisher gültigen „Richtlinien“, z.B. für moralisches Verhalten, in Frage gestellt werden. Damit geht die Angst einher, dass die bisherige Organisation „destabilisiert“ werden könnte. (Siehe Kap. 3.3.) Der Logik des Rassismus folgend, fühlen sich jene Personen auch berechtigt, ihrem „minderwertigen“ Gegenüber die aus der empfundenen Bedrohung oder Irritation resultierende Missachtung direkt und schonungslos in Form von Beleidigung und Entwürdigung zu vermitteln. Wie mit der Missachtung im Hinblick auf die Selbstschätzung jeweils umgegangen wird, hängt von der jeweiligen Person ab. An dieser

Stelle scheint Honneths (1994a: 219 f.) These, dass mit Missachtung immer auch „affektive Empfindungen“ einhergehen, welche den Antrieb für einen „Kampf um Anerkennung“ darstellen können, interessant. Wird dem Individuum bewusst, dass ihm Anerkennung ungerechtfertigt vorenthalten wird, so kann die dadurch entstandene Wut oder Scham dazu motivieren, sich diese Anerkennung zu erkämpfen. (Kap. 4.4.2.) Vielleicht ist es genau das, was UK mit „... but I am know what I’m looking for“ meint, nämlich sich den Anspruch auf ein „gutes“ Leben zu erkämpfen.

6.6.4. BettlerInnen

„... also ich mein, es gab halt immer wieder ein bisschen Probleme mit Kolporteurs. Und Zeitungverkaufen ist das Eine, aber es wird immer mehr mit Betteln auch gleichgesetzt. Ehrlich gesagt auch... auch nicht von ungefähr, weil sie halt teilweise, und das machen in erster Linie halt wirklich unsere Roma-Verkäufer muss man dazusagen, die Leute dann auch anschnorren um eine kleine Spende halt, ja.“ (Seidl)

Dass in der Wahrnehmung immer weniger zwischen BettlerInnen und KolporteurInnen unterschieden wird, weil z.B. die „Filterkategorie“ Ethnizität vorrangig ist, wurde bereits festgestellt. Dabei steht aber auch der Vorwurf im Raum, manche würden absichtlich vorgeben, KolporteurIn zu sein, um ungehindert dem Betteln nachgehen zu können:

„Weil, bei Beschwerden ist es ja oft so, ja die Augustinverkäufer die sind alle so brav, aber die ganzen MO-Verkäufer seien anstrengend etc. halt, ja. Und das wird glaub ich halt natürlich schon – von den Leuten die sich beschweren zumindest halt, die anderen beschweren sich nicht oder denken sich’s vielleicht – das auch zum Betteln missbraucht halt, das Heftl, ja.“ (Seidl)

Die Beschwerden über KolporteurInnen, die bei Seidl eingehen, beziehen sich auch auf den „Missbrauch“, den manche KolporteurInnen mit ihrer Zeitung betreiben. Die Tatsache, dass Augustin-VerkäuferInnen einen fixen Verkaufsplatz haben und MO-VerkäuferInnen im Gegensatz dazu auf die Leute zugehen und auch häufiger um Geldspenden bitten, lässt eher den Eindruck entstehen, die Einen seien „brav“, weil sie eben zurückhaltend sind und vor allem Zeitungen verkaufen, während die MO-VerkäuferInnen „anstrengend“

erscheinen und vorwiegend die Zeitung als Vorwand für das Betteln missbrauchen. Wird jemandem ein Missbrauch jeglicher Art unterstellt, so erkennt man dieser Person ihre moralische Zurechnungsfähigkeit ab. Missbrauch bedeutet außerdem, eine Sache so zu gebrauchen, dass es ihrem eigentlichen Verwendungszweck zuwiderläuft. Jene, die sich über Missbrauch beschweren, gehen davon aus, dass der „eigentliche“ Zweck des Zeitungsverkaufs jener ist, ein Produkt zu einem Fixpreis zu (ver-)kaufen. Sieht man die Kolportage in einem größeren Rahmen, in dem es marginalisierten Menschen ermöglicht wird, unter ohnehin prekären Verhältnissen ein Stück weit am gesellschaftlichen Leben zu partizipieren und ein bisschen Geld dazuzuverdienen, so scheint die Bitte eines/einer Kolporteurs/KolporteurIn um ein bisschen Kleingeld nicht mehr gar so missbräuchlich.

Um dem Problem des Misstrauens zumindest ein bisschen entgegenzuwirken und ganz allgemein Transparenz in die Kolportage zu bringen, bekommen autorisierte VerkäuferInnen von den jeweiligen Organisationen einen Ausweis mit Registrierungsnummer, welcher während der Arbeitszeit gut sichtbar getragen werden muss. So können potenzielle KundInnen schnell feststellen, ob es sich um eine(n) VerkäuferIn handelt, welche(r) „legitim“ Zeitungen verkauft. Dass dadurch eine gewisse Einteilung in „gute“ und „schlechte“ KolporteurInnen bzw. BettlerInnen vorgenommen wird, ist nicht unproblematisch.

Seidl erklärt, dass das entgegengebrachte Misstrauen wiederum neues Misstrauen erzeugt:

„...ahm, aufgrund von Erfahrungen, die sie persönlich gemacht haben oder auch ihre Kultur in den letzten hundert Jahren gibt's halt diesen starken Zusammenhalt und auch, durchwegs auch manchmal... also wie soll ich sagen, Misstrauen, weil sie glauben man misstraut ihnen ja auch halt, ja. Das führt auch dazu, dass sie teilweise nicht die Wahrheit sagen halt, ja. Weil sie glauben, dass ich ihnen dann was Böses will halt, ja. Und im Umgang mit der Polizei, natürlich halt. Ein gegenseitiges Misstrauen, ja. Die Polizei glaubt ihnen ja auch eben nicht, dass sie nur Zeitung verkaufen wollen, sondern dass sie auch betteln halt, ja.“ (Seidl)

In diesem Fall kann das Misstrauen der VerkäuferInnen auch als Selbstschutz fungieren. Bei einer Grundstimmung des gegenseitigen Misstrauens erübrigt sich allerdings die Frage nach „echter“ Anerkennung.

6.6.5. Sichtbare Armut und ihre „kritische Menge“

„Ja, das ist die Frage! Wie sehr, was verträgt eine Stadt an sichtbarer Armut? Ja, also das was ich jetzt für mich geschildert hab, gilt für die Stadt und die Bürger natürlich genauso halt. Da geht's darum, zwischen schlechtes Gewissen und genervt sein. Aber du...sag mal so, du sitzt im Schanigarten, trinkst dein Bier oder deinen Kaffee und dann kommen halt zwei arme Menschen halt immer her und... das macht so ein gewisses Unwohlsein. Weil in der Regel will der Mensch das nicht sehen halt, ja.“ (Seidl)

Neben der Menge spricht Seidl hier eine weitere Kategorie für die Wahrnehmung der KolporteurInnen an, nämlich jene der sichtbaren Armut. Bevor auf das Thema der Menge eingegangen wird, soll zuvor die Kategorie der sichtbaren Armut näher erläutert werden. Unfreiwillig mit Armut konfrontiert zu sein – häufig in der Freizeit oder einem Moment der Entspannung – bedeutet, mit etwas Negativem konfrontiert zu sein. Ist man dabei auch noch AdressatIn eines konkreten Anliegens (Zeitungskauf oder Geldspende), ist das für viele Personen unangenehm und verunsichernd. Kein Geld zu geben bzw. keine Zeitung zu kaufen, könnte ein schlechtes Gewissen verursachen. Auf das Anliegen einzugehen jedoch könnte z.B. bedeuten, ein System zu unterstützen, bei dem ohnehin nur „kriminelle Hintermänner“ profitieren würden.

„Und so... tritt so plötzlich in dein Leben und will was von dir halt.“ (Seidl)

Neckel und Sutterlüty (2008: 17) schreiben: „Häufig sind es Momente der ‚unfreiwilligen‘ Kommunikation zwischen verschiedenen Sozialgruppen, in denen sich negative Klassifikationen artikulieren.“ Auch die geschilderte Situation ist geprägt davon, dass man unfreiwillig angesprochen wird. Ungefragt und meist unvorbereitet wird man mit einem Thema und einem Anliegen konfrontiert, bei dem es gilt, rasch abzuwägen wie man damit umgeht. Das Ignorieren des/der jeweiligen Kolporteurs/KolporteurIn erscheint dabei vielen Menschen als die einfachste Lösung. Dass ein solcher Moment der sozialen Interaktion kein idealer Boden für reziproke Anerkennung darstellt – selbst wenn eine Zeitung gekauft oder Geld gespendet wird – , ergibt sich nicht zuletzt aus der Natur der Wohltätigkeit. Margalit (1997: 283) spricht vom Paradox der Wohltätigkeit: Die Wohltätigkeitsgesellschaft ist „von verletzenden und möglicherweise sogar demütigenden Aspekten nicht frei [...], gerade weil die Beweggründe, die der Hilfe zugrunde liegen,

untadelig sind.“ Dies ist sogar dann der Fall, wenn aus rein altruistischen Motiven gehandelt wird, denn „die erhaltene Hilfe verpflichtet den Empfänger [...] in einem starken Maße zur Dankbarkeit“ (Nothdurft 2007: 116). Würde der/die GeberIn aus rein egoistischen Gründen handeln, etwa um sein/ihr Ansehen zu steigern, so läge ein „reziprokes Verhältnis“ vor, da der/die EmpfängerIn der gebenden Person zur Befriedigung seiner/ihrer egoistischer Bedürfnisse helfen würde. Andernfalls „hat der Beschenkte keine angemessenen reziproken Handlungsoptionen“ und wird somit im Zuge der Wohltätigkeit gedemütigt (ebd.).

Ein wesentliches Kriterium für Wahrnehmung generell ist die *Menge* des Wahrgenommenen. Dies gilt laut Seidl auch für die Wahrnehmung im Bezug auf die BettlerInnen/KolporteurInnen, was diese Kategorie zu einer graduellen Klassifikation macht:

„... weil sie halt teilweise [...] die Leute dann auch anschnorren um eine kleine Spende halt, ja. Was eigentlich okay ist, wenn man’s sehr dezent macht und nicht ausschließlich, aber es macht halt hier die Menge einfach, ja. Wir haben halt mittlerweile so viele und die gehen dann auch die gleichen Strecken ab und... das Gefühl des genervt Seins oder des belästigt Fühlens ist auf jeden Fall stärker geworden halt, ja. Und die Akzeptanz geringer geworden.“ (Seidl)

Auch hier spielt das Raum Einnehmen eine Rolle, weil dadurch die Wahrnehmung entsteht, die KolporteurInnen seien „überall“, und das „immer“. Mit steigender Anzahl steigt auch der Grad des genervt Seins oder des sich belästigt Fühlens. Um es mit den Worten von Grinberg und Grinberg (1990: 93) zu sagen: Je mehr „Beinhaltetes“ (KolporteurInnen) es gibt, desto bedrohlicher erscheint seine „Zerreibkraft“ für den „Behälter“ (Mehrheitsgesellschaft). (Siehe Kap. 3.3.)

Die Menge an KolporteurInnen wirkt sich nicht nur auf die Wahrnehmung selbiger aus, sondern kann auch direkte Konsequenzen in der Praxis haben:

“Yeah, because if there are too many, there is one here, one here, one here... There is nobody, they won’t buy. Because they won’t buy from you and from you and from you... It’s not possible.“ (Godwin)

Die regelmäßige Konfrontation mit sichtbarer Armut kann nicht nur dazu führen, dass man seine eigene Lebenssituation anders reflektiert, sondern kann auch Hilflosigkeit und Überforderung auslösen, wie Seidl erzählt:

„Das Gefühl oder die Erkenntnis, dass man halt sozial viel besser gestellt ist eigentlich, find ich halt schon ja. Und dass man im Job mit Menschen zu tun hat, denen es halt viel viel schlechter geht. Die aus relativ elenden Situationen aus irgendwelchen Dörfern in Osteuropa kommen. Bei Asylwerbern ist es natürlich ähnlich halt, die sind auch in einer sehr schwierigen Lebenssituation... Und dann auch die bedingte... also die Erkenntnis, nur bedingt helfen zu können, ja. Beziehungsweise... auch natürlich wenn man oft nicht kommunizieren kann oft mit ihnen. Die Unfähigkeit überhaupt, den Dingen auf den Grund zu gehen manchmal halt, ja. Und damit auch vielleicht dann verbunden – zumindest bei mir ist es schon so – auch gewisse Notwendigkeit zur Abgrenzung, ja. Also ich, irgendwie kann ich nicht allen helfen und alles tun halt, ja. Genau so, wie ich ihnen keine Wohnungen organisieren kann und dies und that halt, ja. Im Prinzip ist es halt so ein Fass ohne Boden sag ich amal das alles, ja. Man merkt’s ja auch, wir könnten jeden Tag noch viel mehr Leute aufnehmen halt. Und wir haben ja auch schon mehrfach Aufnahmestop gemacht, jetzt haben wir auch wieder einen. Weil da kommen dann immer gleich 20, 30 Leute halt. Das spricht sich so irrsinnig herum. Ja und das ist ausufernd halt, ja. Insofern also für mich auch teilweise dann überfordernd gewesen.“ (Seidl)

Die Einsicht, nicht allen „schlechter gestellten“ Personen helfen zu können, kann Frustration und Hilflosigkeit auslösen. Um der Hilflosigkeit entgegenzuwirken, müssen Menschen, die beruflich mit einer großen Menge an Armut konfrontiert sind, sich diese bewusst machen und sich gleichzeitig davon abgrenzen. Im Interesse der eigenen Ressourcen und derer des Kolportageprojektes muss man den Anspruch aufgeben, allen helfen zu müssen.

Wird die Menge der sichtbaren Armut zu groß, kann dies Konsequenzen nach sich ziehen:

„Es scheint immer so, dass es eine kritische Menge irgendwie gibt ja, und plötzlich reagiert man dann sensibel. Weil früher gab’s ja keine Bettelverbote eigentlich.“ (Seidl)

Mit dem Bettelverbot wird allerdings – wie häufig kritisiert – nicht die Armut bekämpft, sondern die Armen an sich.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass Ethnizität und Armut die ausschlaggebendsten Kategorien in der Wahrnehmung von KolporteurInnen sind.

6.6.6. Solidarität

Neben jenen Interaktionen zwischen KolporteurInnen und sozialer Umwelt, wo der Verkauf im Vordergrund steht, gibt es auch jene, bei denen es einfach nur darum geht, sich zu begrüßen oder kurz nach dem Befinden des/der Anderen zu fragen.

Der Verkäufer schaut nach links und nach rechts. Plötzlich grinst und winkt er in eine Richtung. Eine Frau kommt daher und grinst und winkt ihm ebenfalls. Sie geht an ihm vorbei. (BP 4)

Er winkt wieder und lacht. Ein junger Mann, welcher gerade telefoniert, winkt in seine Richtung, sperrt die Haustüre gleich neben dem Billa auf und geht hinein. (BP 4)

Wie bereits in Kap. 6.1.3 angesprochen, pflegen viele der VerkäuferInnen Kontakte zu Stammkundschaft und Leuten, denen sie täglich begegnen, da diese in der Nähe wohnen oder arbeiten. Dabei geht es meistens gar nicht darum, unbedingt eine Zeitung zu verkaufen. Werden die KolporteurInnen wahrgenommen und begrüßt, so ist das auch ein Zeichen sozialer Wertschätzung. Ein nettes Gespräch oder eine kleine Geldspende hin und wieder kann als Ausdruck von Solidarität betrachtet werden. Dadurch wird nicht nur der Wert des Anderen anerkannt, sondern auch das „solidarische Gefühl“ ausgedrückt, „dass die Betroffenen in einer Gemeinschaft koexistieren wollen“ (Moon 2005: 189). (Siehe Kap. 4.4.2.)

UK ist der Meinung, dass ihr Job auch wichtig sei für die „ÖsterreicherInnen“, da er ihnen die Möglichkeit gebe, sie zu unterstützen:

“Yeah, is important for Austrians, so that maybe when they see me they want to help me for my stay. They can help me. Yeah.” (UK)

“It depends. Most of them they have the respect, they have human feeling. Some of them they don’t even like to see you. They are not happy to see you.” (Johnson)

Mit “human feeling” meint Johnson jene Haltung, bei der er als Kolporteur anerkannt und respektvoll behandelt wird.

„Yeah when I see the good respect, is people who came to you, to speak with you, you understand, they look smiling to you, you understand, they have a shake with you. Then feel good. [...] They are no scared about you. They like to talk with you.” (Johnson)

Die Formulierung, dass bestimmte Leute “keine Angst” vor ihm hätten, sagt viel darüber aus, welchen Reaktionen er zum Teil ausgesetzt ist. Respekt und Anerkennung als Gegenstücke zur Missachtung nimmt er dann wahr, wenn Leute mit ihm sprechen, sich Zeit nehmen, ihn anlachen oder ihn einfach nur mit Handschlag begrüßen. Dadurch kann er sich auch selber als sozial vollwertig anerkennen.

Solidarität kann auch auf institutioneller Ebene stattfinden:

„Solidarisierung mit Minderheiten, eben auch mit den Roma, es gibt ja auch jetzt Roma-Vereine, ahm, und versucht entgegenzusteuern. Oder auch die Bettel-Lobby, die ist ja auch eine NGO, die sich zusammengetan hat aus verschiedensten Kreisen, um eben die Leute zu schützen halt, ja. Durch die Vorurteile und die Probleme, auch die rechtlichen Probleme, die entstehen halt, ja.“ (Seidl)

Die angesprochenen Institutionen versuchen, jenen Institutionen entgegenzuwirken, welche durch eine „work of classifying“ (Sutterlüty, Neckel 2006: 801) dafür sorgen, dass negative Klassifikationen erhebliche Auswirkungen auf die Lebenswelt der Betroffenen haben. Im nächsten Kapitel wird darauf genauer eingegangen.

Generell muss klargestellt werden, dass das erhobene empirische Material tendenziell mehr Einblick in jene Prozesse erlaubt, wo es darum geht, wie KolporteurInnen wahrgenommen werden. Die Klassifikationskategorien, welche in den letzten Kapiteln soeben dargestellt wurden, lassen wenige Schlüsse darüber zu, welche Klassifikationen zum Einsatz kommen, wenn VerkäuferInnen ihre soziale Umwelt wahrnehmen. Dies liegt nicht zuletzt an den Umständen, unter denen die Interviews geführt wurden und die in der Methodenreflexion bereits angesprochen wurden. Erstens konnte Seidl über die Wahrnehmung der Gesellschaft besser Auskunft geben als über jene der KolporteurInnen, da ihm durch sprachliche Barrieren häufig der Zugang zu ihrer Wahrnehmungswelt

verwehrt bleibt. Zweitens stellen zurückhaltende und vorsichtige Äußerungen über die Mehrheitsgesellschaft bei den KolporteurInnen vermutlich eine Überlebensstrategie dar. Es liegt nahe, dass die VerkäuferInnen vorübergehende PassantInnen ebenso in Kategorien einteilen wie dies umgekehrt der Fall ist, da dieser Vorgang eine Orientierung und Voraussetzung für die Handlungsfähigkeit einer Person darstellt. Welche Kategorien das sind, kann an dieser Stelle nicht geklärt werden. Eine nähere Betrachtung dieses Phänomens wäre daher ein interessanter Gegenstand für weiterführende Analysen.

7. INSTITUTIONEN UND „WORK OF CLASSIFYING“

Durch die laufende (Re-)Produktion negativer Klassifizierungen durch Institutionen aus Medien und Politik wird die soziale Ordnung einer Gesellschaft erheblich mitgestaltet. (Siehe Kap. 3.1.)

„Ich mein, Kronen Zeitung wissen wir ja, was die für Meinungsbildungsmöglichkeiten hat, und auch tatsächlich passiert das, liest man ja auch öfter von Bettelbanden und etc. Zeitungsverkäufer kommen da jetzt nicht so vor, aber es verschmilzt schon immer mehr ein bisschen, diese Begrifflichkeiten. Also in der Regel wird's halt eher negativ transportiert würd ich mal sagen, in den Medien. Außer so kleine alternative Medien, die einen anderen Blickwinkel halt eröffnen. Wie auch unser MO-Magazin halt auch natürlich.“ (Seidl)

Diese so kreierten „Wahrheiten“ stellen auch in der Interaktion mit KolporteurInnen den normativen Orientierungsrahmen für die Akteure dar.

„Ahm, ja, das Gefühl des überflutet Werdens und das ist ja, ich mein man muss auch sagen, dass die Polizei und auch die Wirtschaftskammer, die da auch eine Kampagne gemacht hat, oder auch die Wiener Linien, die sagen ja alle „Gebts nicht diesen Leuten!“ – allgemein Bettler, es wird nicht von Roma gesprochen, das versuchen sie zu vermeiden –, weil es sei ja eine Vorfeldorganisation der Mafia zum Beispiel halt auch, ja.“ (Seidl)

Dass BettlerInnen und KolporteurInnen kriminalisiert und stigmatisiert werden, schafft eine Atmosphäre, in der sich die Mehrheitsgesellschaft „überflutet“ fühlt und mit Abneigung und Missachtung reagiert. Kampagnen dieser Art haben außerdem die Absicht, dass jene, die die KolporteurInnen und BettlerInnen *nicht* unterstützen, das Gefühl haben, moralisch richtig zu handeln. Gilt betteln als „falsch“ und anerkennungsunwürdig, so ist es auch eine „falsche“ Anerkennungshandlung, bettelnden Menschen Geld zu geben.

Margalit (1997: 23) beschäftigt sich in diesem Zusammenhang näher mit dem Phänomen der institutionellen Demütigung. Unter Demütigung versteht er „alle Verhaltensformen und Verhältnisse, die einer Person einen rationalen Grund geben, sich in ihrer Selbstachtung verletzt zu sehen“. Er unterscheidet zwischen drei Formen der institutionellen Demütigung:

Die erste Form ist die institutionelle *Beraubung der Selbstkontrolle*, da es durch den Verlust der Selbstkontrolle, also den Verlust der Handlungsautonomie und Autarkie, zu einem Verlust der Selbstachtung kommt (ebd. 143 ff.). Die Rechtslage und die damit verbundenen eingeschränkten Handlungsoptionen der nicht-europäischen KolporteurInnen stellen definitiv eine Beraubung der Selbstkontrolle dar, da sie sogar Selbstverständliches wie Familienplanung oder freie Jobwahl verunmöglichen.

Die zweite Form ist die *Behandlung als Nicht-Mensch*, zum Beispiel als Objekt, Maschine, Tier, Untermensch oder Erwachsene wie Kinder zu behandeln (ebd.: 114). Werden KolporteurInnen und BettlerInnen als kriminell dargestellt oder ist gar Rassismus im Spiel, so macht man sie zu „Untermenschen“. Werden sie von der Polizei beobachtet, um festzustellen, ob ein Gesetzesverstoß in Form von „gewerbsmäßigem Betteln“ vorliegt, so werden sie zu Objekten.

Die dritte Form ist die *Zurückweisung der identitätsstiftenden Gruppe(n)*: Identität entsteht durch Identifizierung mit kulturellen, ethnischen oder sozialen Gruppen. Sorgen Institutionen dafür, dass man sich für die Zugehörigkeit oder ein Zugehörigkeitsmerkmal der Gruppe schämt, so wird die Selbstachtung zerstört und Demütigung ausgeübt (ebd.: 163 ff.). Diese Form der institutionellen Demütigung kommt z.B. in Gestalt von Antiziganismus, Rassismus oder Fremdenfeindlichkeit allgemein zum Einsatz oder wenn die Rede von kriminellen „Banden“ ist.

Dass Demütigung als massive Verletzung der Selbstachtung diese überhaupt angreifen kann, wo sie ja eigentlich ein innerer autonomer Wert und „als Selbst-Achtung gleichsam von außen unberührbar“ ist, liegt am „grundlegende[n] Paradox der Bestimmung des Selbst“ (Nothdurft 2007: 116). Nämlich dass sich das Selbst immer über die Gesellschaft definiert, was auch den Kern von Honneths Theorie der reziproken Anerkennung darstellt.

Welche Auswirkungen es haben kann, wenn in der öffentlichen Wahrnehmung KolporteurInnen immer mehr mit BettlerInnen – welche einer illegalen Tätigkeit nachgehen – gleichgesetzt werden, zeigt folgender Ausschnitt:

„Und ich mein, die Frage ist halt immer, was ist das? Weil in der Regel, Gewerbsmäßigkeit liegt vor, wenn du aus einer regelmäßigen Tätigkeit eine fortlaufende Einnahmequelle hast. Und das ist ja bei jedem Bettler natürlich so. In dem Fall ist es ja eh

so interessant, dass unsere Leute ja eigentlich Zeitungen verkaufen und dass das immer mehr gleichgesetzt wird mit Bettelei. Und dass wir da wirklich auch juristische Probleme gehabt haben, da es da auch... ein Verfahren laufen haben. Weil die Leute dann eine Strafe bekommen, eine Verwaltungsstrafe, 100, 200, 300, 400 Euro wegen Bettelei. Mir sagen sie aber „Warum bekomm ich das? Ich hab ja nur Zeitung verkauft!“. Gut, meistens stimmt's nicht ganz. Aber manchmal war's echt auch meiner Meinung nach sicher nicht gerechtfertigt halt. Und die Polizei hat da schon auch ein Vorurteil. Und das Problem ist, wir können's nie beweisen, dass es anders war, weil es steht Aussage gegen Aussage. Und der Rom/die Rom kann sich ja nicht schützen und dem Polizist glaubt ma halt immer halt, ja. Das ist meiner Meinung nach ein großes Problem und wird damit argumentiert oder auch vollzogen – obwohl's nicht gesetzeskonform ist auch –, weil sie die Leute wegnehmen wollen und weil die Wiener Polizei auch glaubt – das sagt sie auch immer öffentlich –, dass diese Bettler eine Vorfeldorganisation der Mafia halt sind, ja. Dass die alle nur hierher geschickt werden... ja.“ (Seidl)

Eine Strafe von bis zu 400 Euro ist für eine Person, welche von der Kolportage und/oder Bettelei lebt, unzumutbar. In diesem Wahrheitsspiel ist es die Polizei, welche mit der Autorität ausgestattet ist zu entscheiden, ob eine Strafe legitim ist oder nicht. Hinzu kommt erschwerend, dass den Betroffenen durch die Illegalisierung ihrer Erwerbstätigkeit ohnehin Glaubwürdigkeit und moralische Zurechnungsfähigkeit abgesprochen werden.

Generell können Klassifikationen und Vorurteile eine Gefahr für die Betroffenen darstellen; besonders dann, wenn aus einem Schicksal ein „Delikt“ wird und Exklusion und/oder Gewalt die Folge sein können.

8. RESÜMEE

Anhand des empirischen Materials wurde deutlich, dass es sinnvoll ist, bei der Analyse des vorliegenden Forschungsgegenstandes die KolporteurInnen in drei Gruppen zu unterteilen: Asylwerbende, PendelmigrantInnen (hauptsächlich Roma aus Osteuropa) und VerkäuferInnen mit österreichischer Staatsbürgerschaft. Die verschiedenen Formen der Anerkennung und Missachtung sind stark abhängig davon, welcher Gruppe man zugeschrieben wird und mit welcher rechtlichen Situation man z.B. bezüglich Aufenthaltstitel konfrontiert ist. Darüber hinaus ergeben sich daraus unterschiedliche Anerkennungsarenen und -ordnungen. So sind vor allem Asylwerbende vom Ausländerbeschäftigungsgesetz, welches ihnen den Zugang zum regulären Arbeitsmarkt quasi verunmöglicht, betroffen. Da der Straßenzeitungsverkauf eine von wenigen Möglichkeiten für sie ist, legal Geld zu verdienen, kann dessen quasi-unfreiwillige Ausübung nicht nur dazu führen, der Enttäuschung, des Misstrauens und der Missachtung der Bezugspersonen im Herkunftsland ausgesetzt zu sein, sondern folglich auch den Job und sich selber darin nicht als authentisch anerkennen zu können. Gleichzeitig wird durch diesen Ausschluss deutlich, dass Asylwerbende rechtlich und kognitiv nicht als vollwertiges Mitglied der Gesellschaft anerkannt werden. Somit wird ihnen die Möglichkeit entzogen, sozial gerechtfertigte Ansprüche einzuklagen und als gleichwertige InteraktionspartnerInnen an öffentlichen Prozessen zu partizipieren. Damit wird klar, dass basierend auf Honneths zweiter Anerkennungsstufe, dem Recht, die Ansprüche der anderen Stufen relativiert werden müssen. Selbstbestimmung und Freiheit erscheinen unerreichbar, wenn die gesetzlichen Rahmenbedingungen die Lebenspraxis der KolporteurInnen derart einschneiden und sie dadurch gar nicht die Chance haben, sich aufgrund ihrer Eigenschaften und Fähigkeiten zu verwirklichen und den normativen Erwartungen des sozialen Umfelds und von sich selber gerecht zu werden. So wird der Job häufig nicht als „richtiger“ Job und nur als vorübergehende Notlösung wahrgenommen.

Im Vergleich dazu kann der Job für österreichische oder osteuropäische KolporteurInnen eine willkommene Möglichkeit bieten, sich sinnvoll zu beschäftigen und ein bisschen Geld zu verdienen. Dementsprechend anders fallen die Bewertungen der primären Bezugspersonen aus, da der Job – im Vergleich zu Asylwerbenden – keine derart große Enttäuschung und somit Grund zur Missachtung darstellt.

Neben der ökonomischen Armut, von der die KolporteurInnen betroffen sind, zeigt sich auch eine Armut im Bereich der nicht-materiellen Ressourcen, z.B. in Bezug auf die mangelnden Interaktionsmöglichkeiten. Fehlende finanzielle und zeitliche Ressourcen machen eine selbstverständliche Familien- oder Freizeitplanung unmöglich und erschweren es, sich als Privatperson jenseits des Jobs der sozialen Umwelt zu präsentieren und anerkannt zu werden. Des Weiteren geht mit der Armut immer auch ein Gefühl der Scham und Erniedrigung einher. Da man keinen als wertvoll wahrgenommenen Beitrag zur Gesellschaft leisten kann, fällt man aus dem Anerkennungsnetz, welches zwischen den restlichen Mitgliedern der Gesellschaft besteht.

Was die soziale Umwelt betrifft, zeigt sich Anerkennung in Form von Solidarität entweder in der Interaktion mit (Stamm)KundInnen oder mit KollegInnen. Dabei wird der/die KolporteurIn als Person mit Bedürfnissen wahrgenommen und anerkannt. Zwischen KollegInnen kann es allerdings auch zu Anerkennungskämpfen in Form von Konkurrenzkämpfen kommen, bei denen es darum geht, seine Leistung als anerkennungswürdig zu präsentieren. Auch wurde deutlich, dass im Kontext der vorliegenden Arbeit ein höchst ambivalentes Verhältnis zwischen Leistung und Anerkennung vorliegt, da mit der Ausübung eines derart prekären Jobs immer automatisch auch Hilfsbedürftigkeit, Scham und Erniedrigung und somit auch Missachtung einhergehen. Es konnte gezeigt werden, welche ausschlaggebende Rolle zudem die Sprache als Indikator für Leistung in der Interaktion spielt. Diese kann nicht nur die Voraussetzung für eine erfolgreiche Kontaktaufnahme zu PassantInnen sein, sondern – sowohl in verbaler als auch in körperlicher Form – auch Nährboden für Missverständnisse und Missachtung. Ausschlaggebend für die gegenseitige Wahrnehmung ist auch die Art und Weise, wie der/die KolporteurIn versucht, die Aufmerksamkeit auf sich und die Zeitung zu lenken. Werden dabei bestimmte Befindlichkeiten in der Hoffnung auf Erfolg „vorgetäuscht“, so kann das den positiven Selbstbezug gefährden. Dieser kann auch durch die Reaktionen der PassantInnen gefährdet werden, welche – häufig im Vorbeigehen – anhand unterschiedlicher Klassifikationskategorien Bewertungen vornehmen. Es wurde deutlich, dass die Anwesenheit der KolporteurInnen bei gewissen Menschen Unsicherheit, Ablehnung oder Misstrauen auslöst. Da Individuen auf die Anerkennung durch andere angewiesen sind und sich über die Gesellschaft definieren, sind KolporteurInnen durch ihre Präsenz auf der Straße und der Konfrontation mit unterschiedlichen Formen der

Missachtung einer gewissen Schutzlosigkeit und Verletzbarkeit ausgeliefert. Die Hauptkategorie in der Wahrnehmung von KolporteurInnen stellt dabei die Ethnizität dar, welche wie ein „Filter“ für andere Kategorien wirkt. Neben Rassismus wurde ein deutlicher Trend zum Antiziganismus sichtbar. Darüber hinaus werden durch Klassifikationsprozesse KolporteurInnen immer öfter mit BettlerInnen gleichgesetzt. In Anbetracht des Bettelverbotes in Wien werden so ganze Gruppen kriminalisiert, stigmatisiert und in der Folge exkludiert. Ein System des staatlichen Strafens führt dabei zur Verschärfung der Armut und gesellschaftlichem Ausschluss. Die Menge an sichtbarer Armut kann ausschlaggebend dafür sein, dass Angehörige der Mehrheitsgesellschaft sich „überflutet“ oder belästigt fühlen, was wiederum zu weiteren Formen der Missachtung führt und reale Konsequenzen – wie etwa das Bettelverbot – nach sich zieht.

Eine Sonderrolle nehmen Institutionen aus Politik und Medien ein, da sie das hegemoniale Wahrheitsspiel, in welchem entschieden wird, was als „anererkennungswürdig“ gilt, maßgeblich mitgestalten. Durch unterschiedliche Formen der institutionellen Demütigung werden „Wahrheiten“ kreiert, die für die Gesellschaft einen Orientierungsrahmen darstellen, wenn es um die Interaktion mit KolporteurInnen geht. Die Reproduktion dieses normativen Klassifikationssystems hat gravierende Auswirkungen auf die Verteilung materieller und immaterieller Ressourcen und beeinflusst somit entscheidend die Lebenswelt der Betroffenen und die Art, wie sie sich selber wahrnehmen. Werden sie nicht als vollwertige Mitglieder einer Wertegemeinschaft anerkannt, so fällt es ihnen schwer sich selber so wahrzunehmen. Um mit der aktuellen Lebensweise fortfahren zu können, entwickeln manche der Befragten einen eigenen Umgang mit den negativen Bewertungen durch andere.

Nichtsdestotrotz gibt es im sozialen Umfeld der VerkäuferInnen sehr wohl auch Personen und Institutionen, die den KolporteurInnen signalisieren, dass sie als wertvolle Mitglieder der Gesellschaft anerkannt und erwünscht sind und somit Anerkennung in Form von Solidarität zollen.

Die Empirie zeigte, dass die Teilhabe an öffentlichen Meinungsbildungsprozessen den KolporteurInnen fast gänzlich verwehrt bleibt. Dennoch kann ihre Präsenz in Wien die Gesellschaft zumindest mit der Problematik der Armut und Exklusion konfrontieren und so wenigstens einzelnen PassantInnen die Chance geben, einen Einblick zu bekommen und

sich selber eine Meinung zu bilden. Unter diesem Blickpunkt erscheinen die KolporteurInnen nicht mehr nur als Opfer, sondern als aktive MitgestalterInnen der Gesellschaft, in der sie leben.

Das umfangreiche empirische Material warf so manche Frage auf, deren Beantwortung den Rahmen der Arbeit überschritten hätte. So war z.B. auffällig, dass viele der Befragten streng gläubig sind und sich in ihren Aussagen häufig auf „My God“ oder „God’s grace“ bezogen. In einem sozialen Umfeld, wo ständige Rückversicherung und Anerkennung fehlen, stellt sich die Frage, ob der Glaube und die Beziehung zu Gott für die Betroffenen eine alternative Anerkennungsarena darstellen können, in der ausnahmslos jeder Person der gleiche Wert zugeschrieben wird und auch die Schwachen und Unterdrückten anerkannt werden.

Obschon es bei Honneths Kampf um Anerkennung nicht darum geht umzuverteilen, sondern so anzuerkennen wie jemand ist, muss im Kontext der Arbeit festgehalten werden, dass angesichts der sozio-ökonomischen, politischen und rechtlichen Situation, in der die KolporteurInnen sich häufig befinden, seine Theorie an diesem Punkt aufgeweicht werden muss. Um sich dem Ziel dieses Kampfes, nämlich der gegenseitigen Anerkennung unter Gleichgestellten, nähern zu können, muss im vorliegenden Fall ein Mindestmaß an ökonomischer, politischer und rechtlicher Umverteilung passieren.

LITERATURVERZEICHNIS

Monographien / Sammelbände

Alheit, Peter (1999): Grounded Theory. Ein alternativer methodologischer Rahmen für qualitative Forschungsprozesse. Göttingen: o.V.

Bono, Maria Laura (1999): Straßenzeitungen. Ein Ratgeber. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

Böckelmann, Frank (1998): Die Gelben, die Schwarzen, die Weißen. Frankfurt am Main: Eichborn Verlag.

Cavell, Stanley (2002): Wissen und Anerkennen. In: Sparti, Davide; Hammer, Espen (Hg.): Die Unheimlichkeit des Gewöhnlichen. Frankfurt/Main: Fischer Taschenbuch, 34-75.

Gächter, August (2011): Die These vom „Dritten demographischen Übergang“. Einige Anmerkungen. In: Husa, Karl; Parnreiter, Christof; Wohlschlägl, Helmut (Hg.): Weltbevölkerung. Zu viele, zu wenige, schlecht verteilt? Wien: Promedia & Südwind, 148-172.

Grinberg, León; Grinberg, Rebeca (1990): Psychoanalyse der Migration und des Exils. München; Wien: Internationale Psychoanalyse.

Hirschauer, Stefan (2002): Grundzüge der Ethnographie und die Grenzen verbaler Daten. In: Schaeffer, Doris; Müller-Mundt, Gabriele (Hg.): Qualitative Gesundheits- und Pflegeforschung. Bern u.a.: Verlag Hans Huber, 35-46.

Honneth, Axel (1994a): Kampf um Anerkennung. Zur moralischen Grammatik sozialer Konflikte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Honneth, Axel (1994b): Desintegration. Bruchstücke einer soziologischen Zeitdiagnose. Frankfurt am Main: Fischer-Taschenbuch-Verlag.

Honneth, Axel (1999): Die zerrissene Welt des Sozialen. Sozialphilosophische Aufsätze. Erweiterte Neuausgabe. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Honneth, Axel (2000): Das Andere der Gerechtigkeit. Aufsätze zur praktischen Philosophie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Honneth, Axel (2005): Verdinglichung. Eine anerkennungstheoretische Studie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

Honneth, Axel (2010): Das Ich im Wir. Studien zur Anerkennungstheorie. Berlin: Suhrkamp.

Krappmann, Lothar (2010): Soziologische Dimensionen der Identität. Stuttgart: Klett-Cotta.

Lukács, Georg (1968): Geschichte und Klassenbewußtsein. Studien über marxistische Dialektik. Photomechan. Nachdr. d. Orig.-Ausg. von 1923. Amsterdam: De Munter.

Margalit, Avishai (1997): Politik der Würde. Über Achtung und Verachtung. Berlin: Fest.

Moon, Sunghoon (2005): Selbstpraktik, Anerkennung und kommunikative Rationalität. Versuch zur Vermittlung von Foucault, Honneth und Habermas. Frankfurt am Main: Peter Lang.

Neckel, Sighard; Sutterlüty, Ferdinand (2008): Negative Klassifikationen und die symbolische Ordnung sozialer Ungleichheit. In: Neckel, Sighard; Soeffner, Hans-Georg (Hg.): Mittendrin im Abseits. Ethnische Gruppenbeziehungen im lokalen Kontext. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 15-27.

Nothdurft, Werner (2007): Anerkennung. In: Straub, Jürgen; Weidemann, Arne; Weidemann, Doris (Hg.): Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe – Theorien – Anwendungsfelder. Stuttgart u. a.: J. B. Metzler, 110 – 122.

Nuscheler, Franz (2009): Globalisierung und ihre Folgen: Gerät die Welt in Bewegung? In: Butterwegge, Christoph; Hentges, Gudrun (Hg.): Zuwanderung im Zeichen der Globalisierung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 23-36.

Rosenthal, Gabriele (2005): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung. Weinheim u.a.: Juventa.

Schäffter, Ortfried (2009): Die Theorie der Anerkennung – ihre Bedeutung für pädagogische Professionalität. In: Mörchen, Annette; Tolksdorf, Markus (Hg.): Lernort Gemeinde. Ein neues Format der Erwachsenenbildung. EB Buch 29. Bielefeld: Bertelsmann, 171-182.

Sedmak, Clemens; Stabentheiner, Julia; Untner, Sarah (2006): Seitenblicke, Untertöne. Gespräche mit Strassenzeitungsverkäufer/innen. Wien: LIT Verlag.

Sseruwagi, Janarius (2002): Auf der Suche nach Gold. In: Ebermann, Erwin (Hg.): Afrikaner in Wien. Zwischen Mystifizierung und Verteufelung. Erfahrungen und Analysen. Hamburg: LIT Verlag, 207-213. Taylor, Charles (1993): Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Frankfurt am Main: Fischer.

Tobias, Gertrud; Boettner, Johannes (1992): Von der Hand in den Mund. Armut und Armutsbewältigung in einer westdeutschen Großstadt. Essen: Klartext.

Voswinkel, Stephan (2002): Bewunderung ohne Würdigung? Paradoxien der Anerkennung doppelt subjektivierter Arbeit. In: Axel Honneth (Hg.): Befreiung aus der Mündigkeit. Paradoxien des gegenwärtigen Kapitalismus. Frankfurt am Main: Campus, 65–92.

Zeitschriftenartikel

Sutterlüty, Ferdinand, Neckel, Sighard (2006): Bashing the Migrant Climbers: Interethnic Classification Struggles in German City Neighborhoods. In: International Journal of Urban and Regional Research. Vol. 30.4, 798-815.

Wimmer, Andreas; Glick Schiller, Nina (2002): Methodological nationalism and beyond: nation-state building, migration and the social sciences. In: Global Networks 2, 4, 301-334.

Diplomarbeiten

Thuswald, Marion (2008): Betteln als Beruf? Wissensaneignung und Kompetenzerwerb von Bettlerinnen in Wien. Dipl.-Arbeit Universität Wien.

Internet

Ammer, Margit (2013): Zugang zum Arbeitsmarkt für Asylsuchende aus menschenrechtlicher Perspektive. Schriftenreihe des BIM zu den Forderungen des Refugee Protest Camp.

http://www.asyl.at/fakten_1/BIM_Zugang_zum_Arbeitsmarkt_aus_menschenrechtlicher_Perspektive_2013.pdf [Zugriff: 16.9.2013].

AMS, Aufenthalt, Niederlassung und Arbeitspapiere.

http://www.ams.at/sfu/14185_1274.html [Zugriff: 16.9.2013].

Augustin, Die Idee. <http://www.augustin.or.at/article22.htm> [Zugriff: 16.9.2013].

Ausländerbeschäftigungsgesetz.

http://www.jusline.at/Auslaenderbeschaeftigungsgesetz_%28AuslBG%29.html [Zugriff: 16.9.2013].

Bedorf, Thomas (o.J.): Interkulturelle Anerkennung, die Verkennung der Identität und der postkoloniale Diskurs.

http://www.dgphil2008.de/fileadmin/download/Sektionsbeitraege/08-1_Bedorf.pdf [Zugriff: 1.6.2012].

Bettelobby Wien, Bettelverbot.

<http://bettellobbywien.wordpress.com/verfassungsrechtliche-bedenken-zum-verbot-des-so-genannten-gewerbsmasigen-bettelns/> [Zugriff: 16.9.2013].

Freitag, Wolfgang (2011): Jozef, „Augustin“-Verkäufer: „Viele Leute mit gute Herz“. Die Presse, Spectrum vom 8. Jänner 2011. <http://www.wolfgangfreitag.com/wp/2011/01/jozef-%E2%80%9Eaugustin%E2%80%9C-verkaeuf-er-%E2%80%9Ehier-viele-leute-mit-guteherz%E2%80%9C/> [Zugriff: 16.9.2013].

Fundraising & Sozialmanagement, Spender-Motive. <http://www.online-fundraising.org/index.php?/spender-motive.html> [Zugriff: 25.9.2013].

Hebein, Birgit (2012): Verfassungsgerichtshof entscheidet über Beschwerde der Bettlerin Martina S. gegen das Bettelverbot.

<http://wien.gruene.at/2012/02/27/verfassungsgerichtshof-entscheidet-ueber-beschwerde-der-bettlerin-martina-s-gegen-das-bettelverbot> [Zugriff: 23.3.2013].

International Network of Street Papers, Our Members. <http://www.street-papers.org/our-street-papers/viewbycontinent/4> [Zugriff: 2.10.2013].

machen wir uns STARK (2012): Psychologische Perspektiven auf das weitgehende Arbeitsverbot von Asylwerbenden, Infoblatt. <http://www.machen-wir-uns-stark.at/content/site/kontakt/index.html> [Zugriff: 18.9.2013].

machen wir uns STARK, Initiative. <http://www.machen-wir-uns-stark.at/> [Zugriff: 8.4.2013].

Simmel, Georg (1908): Der Arme. In: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin: Duncker & Humblot, 345-374. <http://socio.ch/sim/unt7a.htm> [Zugriff: 28.12.2012].

SOS Mitmensch. <http://www.sosmitmensch.at/> [Zugriff: 16.4.2013].

SOS Mitmensch, MO-Magazin. <http://moment.sosmitmensch.at/> [Zugriff: 16.4.2013].

SOS Mitmensch, Das Kolportageprojekt. <http://kolportage.sosmitmensch.at/stories/2440/> [Zugriff: 16.4.2013].

SOS Mitmensch, Fahrräder. <http://kolportage.sosmitmensch.at/stories/2445> [Zugriff: 16.4.2013].

The Global Player, Über uns. <http://www.theglobalplayer.org/index.php?p=ueber-uns> [Zugriff: 16.4.2013].

The Global Player, Kolportage. <http://www.theglobalplayer.org/index.php?p=kolportage> [Zugriff: 16.4.2013].

Weiterführende Literatur

De Haas, Hein; Fokkema, Tineke (2009): Transnational return and migration strategies of Moroccan migrants: Intra-household tensions and conflicts of interest. Paper to be presented XXVI IUSSP International Population Conference Session 152: International migration and transnational families and households. <http://iussp2009.princeton.edu/papers/93055> [Zugriff: 25.9.2013].

Düvell, Franck (2006): Europäische und internationale Migration. Hamburg: LIT Verlag.

Fassmann, Heinz (2003): Transnationale Pendelwanderung. Polen in Wien. In: Acham, Karl u.a. (Hg.): Kontinuitäten und Brüche in der Mitte Europas. Wien: Passagen Verlag.

Freire, Paolo (2007): Unterdrückung und Befreiung. Herausgegeben von Schreiner, Peter u.a. Münster: Waxmann Verlag.

ANHANG

(A) Empirie-Übersicht

Beobachtungsprotokolle:

	Datum	Uhrzeit	Ort	Angaben zur Person
Nr. 1	29.5.2013	13.00 Uhr	U-Bahnstation Westbahnhof	weiblich, ca. 40 Jahre
Nr. 2	29.5.2013	15.00 Uhr	U-Bahnstation Schottentor	männlich, , ca. 35 bis 45 Jahre
Nr. 3	29.5.2013	15.15 Uhr	U-Bahnstation Schottentor	männlich, ca. 30 Jahre
Nr. 4	10.6.2013	14.00 Uhr	Vor Billa-Filiale in Uni-Nähe	männlich, ca. 50 bis 60 Jahre
Nr. 5	8.7.2013	11.30 Uhr	Vor Billa-Filiale am Campus	männlich, ca. 55 bis 65 Jahre

Interviews:

Name	Alter	Herkunft	Datum	Uhrzeit	Art des Interviews
Fred	31	Nigeria	10.6.2013	19.30 Uhr	Interview
Herbert	56	Niederösterreich	25.6.2013	13.00 Uhr	Interview
UK (weiblich)	41	Nigeria	27.6.2013	11.30 Uhr	Interview
Johnson	25	Ghana	16.7.2013	14.15 Uhr	Interview
Godwin	33	Nigeria	17.7.2013	12.30 Uhr	Interview
Samir	26	Bukarest	8.7.2013	12.00 Uhr	Erinnerungsprotokoll
Sebastian Seidl, SOS Mitmensch			10.7.2013	11.00 Uhr	Experteninterview

(B) Abstract

Social interaction is always characterized by mutual assessments and classifications. They are both guided by the social structure of society and simultaneously reproduce it. This thesis deals with the situation of street paper sellers in Vienna and the different forms of recognition and contempt that play an important role in the interaction with their social environment. Based on interviews with street paper sellers, a perspective from the “edge of society” is recorded and interpreted with the help of Axel Honneth’s socio-philosophical Theory of Recognition. The analysis of the social environment deals with the interaction between the sellers and their primary attachment figures, their colleagues, the passersby and customers. Furthermore, the relation to the vendor’s job is explored due to its strong influence on the dialogue with the social environment. The categories that are important for the perception of street paper sellers depend on their chosen sales strategies as well as on the normative frame of orientation which is declared by political and media institutions as the truth. Thus, the hegemonial quality that inheres the recognition is blatant. Apart from *ethnicity*, which is the most important category of perception, the division between *residents* and *foreigners* as well as *racism* and *antiziganism*, the *visible poverty* and the *equation of street paper sellers and beggars* are revealed as relevant categories of classification. Aside from the negative classifications that can lead to grave consequences like social exclusion, recognition in terms of *solidarity* is also an important category. Lastly, given that a dialogue is not possible without (body-) language that enables the interaction and at the same time can be a barrier, the thesis deals with the determining role of language and its relation to recognition and contempt.

Soziale Interaktion ist immer geprägt von gegenseitigen Bewertungen und Klassifikationen. Diese orientieren sich an der gesellschaftlichen Sozialstruktur und reproduzieren sie zugleich. Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der Situation von Wiener StraßenzeitungsverkäuferInnen und den Formen von Anerkennung und Missachtung, die in der Interaktion mit ihrer sozialen Umwelt zum Tragen kommen. Anhand von Interviews mit ZeitungsverkäuferInnen wird eine Perspektive vom „Rand der Gesellschaft“ eingenommen und mit Hilfe der sozialphilosophischen Anerkennungstheorie von Axel Honneth interpretiert. Die Analyse der sozialen Umwelt befasst sich mit der Interaktion zwischen VerkäuferInnen und ihren primären Bezugspersonen, ihren KollegInnen und den PassantInnen und KundInnen. Weiters wird nach dem Verhältnis zu ihrem Job gefragt, da dieses den Dialog mit der sozialen Umwelt entscheidend mitprägt. Welche Kategorien bei der Wahrnehmung von StraßenzeitungsverkäuferInnen zum Tragen kommen, hängt nicht nur von deren gewählter Verkaufsstrategie ab, sondern auch davon, welcher normative Orientierungsrahmen von politischen und medialen Institutionen als Wahrheit deklariert wird. Somit wird auch der Herrschaftscharakter, welcher der Anerkennung innewohnt, deutlich. Neben der *Ethnizität* als wichtigste Wahrnehmungskategorie, der Einteilung in *In-* und *AusländerInnen* sowie *Rassismus* und *Antiziganismus* werden die *sichtbare Armut* und die *Gleichsetzung von ZeitungsverkäuferInnen und BettlerInnen* als relevante Klassifikationskategorien zum Vorschein gebracht. Abgesehen von den negativen Klassifikationen, welche schwerwiegende Konsequenzen wie Exklusion mit sich bringen können, stellt Anerkennung in Form von *Solidarität* auch eine wichtige Kategorie dar. Dialog ist ohne (Körper-)Sprache nicht denkbar, sie ermöglicht die Interaktion erst und kann gleichzeitig eine Barriere sein. Daher beschäftigt sich die Arbeit auch mit ihrer ausschlaggebenden Rolle und dem Verhältnis, in dem sie zu Anerkennung und Missachtung steht.

(C) Lebenslauf

Persönliche Daten

Name: Katharina Staudinger, BA
Geburtsdatum: 6. April 1988
Staatsbürgerschaft: Österreich
E-Mail: kathi.staudinger@gmx.at

Ausbildung

10/2007 - dato	Diplomstudium der Internationalen Entwicklung, Universität Wien
10/2008 – 08/2012	Bachelorstudium der Bildungswissenschaft, Universität Wien
2002 – 2006	Bundesoberstufenrealgymnasium Kirchdorf an der Krems
1998 – 2002	Realgymnasium Kirchdorf an der Krems
1994 – 1998	Volksschule Steinbach am Ziehbberg

Praxiserfahrung

10/2012 – dato	Interkulttheater Wien
07/2012 – 08/2012	Verein <i>EDIT</i> - Volontariat als Englischlehrerin für Erwachsene in Çorlu, Türkei
05/2012	Betreuung des internationalen Kongresses „Kultur der Anerkennung“, Wien
11/2011 – 01/2012	Praktikum bei der Menschenrechtsorganisation SOS Mitmensch
05/2011 – 07/2011	Praktikum bei der Kindernothilfe Wien
2009 - 2011	Tourismus Karlskirche Wien
08/2009 – 09/2009	Volontariat in der Einrichtung „Schön für behinderte Menschen“ (Wohnen mit Betreuung, Freizeit und Fortbildung)
07/2008 – 08/2008	Au Pair in Bedfordshire, England
08/2006 – 11/2006	Volontariat im CIDIN (Centro Integral de Desarrollo Infantil) Misiones, Argentinien

Sprachkenntnisse

Deutsch	Muttersprache
Englisch	fließend
Spanisch	gut
Französisch	Grundkenntnisse

Wien, 6.10. 2013